

**Holger Th. GRÄF, Alexander JENDORFF, Pierre MONNET (Hg.), Land – Geschichte – Identität. Geschichtswahrnehmung und Geschichtskonstruktion im 19. und 20. Jahrhundert – eine historiographische Bestandsaufnahme (Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte, 174), Marburg: Selbstverlag der Hessischen Historischen Kommission Darmstadt und der Historischen Kommission für Hessen 2016; X + 269 S.; ISBN 978-3-88443-329-4; 28 €.**

Dieses Buch ist für die Leserinnen und Leser der *Hémecht* nicht nur deshalb interessant, weil es Nassau, das Stammland der großherzoglichen Familie, behandelt, sondern weil es eine Herangehensweise an das Thema der Identitätsbildung vorstellt, die auch in Luxemburg Tradition hat: die so genannte „Landesgeschichte“. Die Bezüge zur luxemburgischen Landes-, Staats- und Nationalgeschichte stellt ein Aufsatz her, den Michel Pauly zu diesem Werk beigesteuert hat. Es geht in diesem Buch um das Verhältnis von Land oder Raum einerseits und Geschichtsschreibung und Identität andererseits. Sein zentrales Thema ist die identitätsstiftende Funktion von Geschichtsschreibung. In ihrer Einleitung stellen die drei Herausgeber die Konzeption des Bandes und der Tagung vor, aus der er hervorging. Der erste Teil fasst Themen zusammen, die gleichsam einen Blick von außen auf die hessischen Verhältnisse werfen. Der zweite Teil stellt die Geschichtsschreibung des Main-Taunus-Raumes vor, und der dritte Teil die Institutionen, die diese nassauische Landesgeschichtsforschung tragen. Die Autorinnen und Autoren der Beiträge werden in knappen biographischen Skizzen am Ende des Buches vorgestellt. Sie arbeiten an Universitäten, in Museen, Archiven und sonstigen Einrichtungen der Landesgeschichtsforschung in Hessen und Rheinland-Pfalz, in der Schweiz, Frankreich und Luxemburg.

Am Anfang des ersten Teils („Blicke von außen“) verweist der grundlegende theoretische Beitrag Winfried Speitkamps (Universität Kassel) darauf, dass Raum, Land und Landesgeschichte jeweils zu einem Gutteil Vorstellungen und gleichsam „Erfindungen“ seien. Er macht dies an Forschungsdebatten deutlich, distanziert sich dabei aber von einem radikalen konstruktivistischen Ansatz, der so tut, „als könne man historische Phänomene bloß durch Imagination ins Leben rufen, ungeachtet eines materiellen bzw. sozialen Substrats“ (S. 13). Pierre Monnet (Universität Frankfurt am Main) erweitert diese Ausführungen um die Perspektive der französischen Geschichtsschreibung, die aufgrund der zentralistischen Struktur Frankreichs eine völlig andere Form von Landesgeschichte aufweist als Mitteleuropa. Guy P. Marchal (Universität Luzern) arbeitet die Bedeutung des Diskurses um Identität für die geistige Mobilisierung der Schweizer heraus angesichts der militärischen Bedrohung durch Italien und Deutschland im Zweiten Weltkrieg. Michel

Pauly (Universität Luxemburg) skizziert die luxemburgische Landesgeschichte als Staats- und Nationsbildungsgeschichte, die von einer Verwaltungselite und Lehrern geprägt wurde, die selbst an der Nationsbildung mitwirkten. Er zeigt, dass die nationale Meistererzählung abgelöst wurde durch eine Geschichtsforschung auf wissenschaftlicher Grundlage, die konstruktivistische Forschungsansätze aufnimmt. Hans-Jürgen Bömelburg (Universität Gießen) analysiert die Probleme einer Landesgeschichte des „Preußenlandes“, das eben nicht nur „Ost“- und „West“-Preußen ist, mit seinen wechselnden Grenzen und Zugehörigkeiten zwischen Deutschem Ritterorden, preußischem Gesamtstaat und Polen.

Holger Th. Gräf (Universität Marburg) eröffnet den zweiten Teil des Bandes („Regionale Historiographie des Rhein-Taunus-Raums“) mit Überlegungen zu einer „Ethnisierung“ der Taunusregion. Dabei analysiert der Autor identitätsstiftende Funktionen von Geschichtsmythen – bis hin zur nationalsozialistischen Volks- und „Rasse“-Ideologie. Gregor Maier (Kultur- und Kreisarchiv des Hochtaunuskreises) skizziert die Anfänge einer historischen Landeskunde der Taunusregion und insbesondere den Funktionswandel des Quellenterminus „Taunus“. Stefan Krieb (Universität Freiburg) analysiert die Entwicklung der nassauischen Landesgeschichtsschreibung von einer dynastiegeschichtlichen Konzeption zu einer Kulturgeschichte Nassaus, die zum Teilgebiet einer hessischen Landesgeschichte wurde, die wissenschaftlichen Ansprüchen entsprach. Alexander Jendorffs (Universität Gießen) gründliche religionsgeschichtliche Untersuchung deutet die Tatsache, dass Nassau bis heute als protestantisch geprägt gilt, obwohl es nahezu gleich viele Katholiken wie Protestanten aufweist, als Erfolg der protestantischen Historiographie. Bernd Blisch (Stadtmuseum Wiesbaden) skizziert die von widerstreitenden Ideologien geprägte Geschichtsschreibung über das späte Kurfürstentum Mainz und die kurzlebige Mainzer Republik als Kritik einer deutschen Demokratiegeschichte.

Barbara Dölmeyer (Universität Gießen) eröffnet den dritten Teil („Institutionen“) mit einer historiographischen Analyse der Geschichte des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Bad Homburg im Spannungsfeld zwischen Geschichtsforschung aus Begeisterung und Wissenschaft. Astrid Krüger (Stadtarchiv Bad Homburg) schildert die Rolle eines Industriellen und Politikers beim Aufbau eines Stadtarchivs im Zusammenhang mit den nicht zuletzt auch historisch argumentierenden Forderungen nach Einführung einer landständischen Verfassung der Landgrafschaft Hessen-Homburg. Die tragende Rolle der Heimatgeschichtsschreibung beim Aufbau eines Kreisarchivs trotz der fehlenden Überlieferung älterer Zeithorizonte seit 1990 beschreibt der Beitrag von Peter Maresch (Kreisarchiv Hochtaunuskreis). Die Problematik der Tätigkeit der Historischen Kommission Nassau mit geringer Personalausstattung und ohne Anbindung an eine Universität und ihr Verhältnis zu den anderen historischen Kommissionen und den Archiven Hessens stellt der Beitrag von Klaus Eiler (Universität Frankfurt am Main) dar.

Insgesamt ist dieser Band sehr anregend, insbesondere wegen der Vielfalt der Themen und Räume, die er vorstellt. Er ist handwerklich und formal vorbildlich gestaltet und für Leserinnen und Leser der *Hémecht* vor allem auch deshalb lesenswert, weil er, bei allen Unterschieden, bemerkenswerte Ähnlichkeiten der luxemburgischen und der nassauischen Entwicklungen deutlich macht. So kann er zeigen, dass die nassauische Landesgeschichte, ähnlich der luxemburgischen Staats- und

Nationalgeschichte, in hohem Maße von machtpolitischen Einflüssen geprägt war. Und die eine wie die andere wurde zunächst von politisch-administrativen Staatseliten und Laienforschern getragen. Erst danach vollzogen sie den Schritt zu einer wissenschaftlichen Geschichtsforschung, die sich auf dem Niveau der jeweils aktuellen Forschungsdebatten bewegte. Die Beiträge des Bandes verbinden verschiedene Ebenen historischer Reflexion, von der Beschreibung des Aufbaus bestimmter Institutionen bis zur breiten historiographischen Überblicksdarstellung. Die theorieorientierten Artikel wenden sich sowohl gegen radikal-konstruktivistische als auch gegen „essentialistische“ Positionen. Sie machen einmal mehr deutlich, dass historisch-politische Kategorien zwar für sich genommen Konstruktionen sind, aber zugleich auch Deutungen sozialer, kultureller, wirtschaftlicher und politischer Sachverhalte, die für sich genommen Substanz haben. Derartige Blicke von außen oder nach außen, über den Zaun der eigenen National- oder Landesgeschichte, sollten künftig nicht mehr eine lobenswerte Ausnahme, sondern die Regel sein.

**Norbert Franz**

**Marc FEYEREISEN, Brigitte Louise Pochon, *L'État du Grand-Duché de Luxembourg*, Windhof: Promoculture-Larcier, 2015, 774 p., préface du premier ministre X. Bettel ; ISBN 9782879747354 ; 124 €.**

De prime abord, cet ouvrage est un objet curieux. Son nom n'éclaire pas sur sa nature, car, sous ce titre « L'État du Grand-Duché de Luxembourg » (qui n'est pas précisé par un sous-titre) pourrait se cacher tantôt un guide pratique (à destination d'administrés perdus dans les méandres de la bureaucratie), une brochure de *marketing* institutionnel (de « *nation branding* » pour employer le jargon contemporain), un ouvrage journalistique, des réflexions d'un membre haut placé de cet État, un manuel loyaliste inculquant à des fonctionnaires et/ou à de jeunes gens la pensée *mainstream*, un opus à prétention scientifique (encore qu'il faudrait préciser à quel(s) domaine(s) scientifique(s) l'ouvrage serait à rattacher) ou que sais-je encore.

À lire l'ouvrage, l'on s'aperçoit qu'il est effectivement, à des dosages variés, un peu de tout cela à la fois. Du registre « guide pratique » relève par ex. ce conseil bienveillant, p. 259, où les deux auteurs, à propos de la double nationalité, affirment que tout dépend du droit des divers États concernés et que, par conséquent, « les candidats à la nationalité luxembourgeoise doivent se renseigner auprès des autorités du pays d'origine (ambassades ou consulats) préalablement à la souscription de la déclaration de naturalisation »<sup>1</sup>. Côté « *nation branding* » (un *nation branding* parfois très vieux jeu, parfois très postmoderne), il y a lieu de mentionner le papier glacé, la couverture (le lion luxembourgeois sur fond du drapeau luxembourgeois), les nombreuses photos colorées (armoiries, ordres et distinctions honorifiques, famille grand-ducale), l'hagiographie très vieux jeu de la dynastie, sans oublier le fait, curieux, mais non inintéressant, que l'ouvrage débute avec un chapitre sur les « symboles du Luxembourg » (pp. 15–26 : armoiries, drapeau,

<sup>1</sup> Hasard ? Sur la 4<sup>e</sup> de couverture, Brigitte Louise Pochon se présente elle-même comme avocate « spécialisée en droit des sociétés, du travail et immobilier » et « conseiller pour la délocalisation des étrangers souhaitant s'installer au Grand-Duché de Luxembourg ».

hymne, fête nationale, langue nationale, la devise *Mir wölle bleiwe wat mir sin*, avec souvent moult détails descriptifs, y compris l'horaire du *Te Deum*). À ce titre, je dirai seulement que les propos prétendument empiriques sur le trilinguisme – celui-ci serait, de la part des Luxembourgeois forts de leur monolinguisme national, une forme de gentillesse à destination des étrangers<sup>2</sup> – constituent une étrange mystification de la réalité et que, en droit, contrairement à ce qui est suggéré par l'ouvrage, la phrase *Mir wölle bleiwe wat mir sin* (qui, prise à la lettre, et même dans son contexte d'antan, n'est pas indiscutable de nos jours) n'a été érigée en « devise » de l'État luxembourgeois ni par la Constitution, ni par la loi du 23 juin 1972 sur les emblèmes nationaux.

Pour ce qui est de l'aspect « journalistique », il ressort dans l'*absolue* liberté prise par les auteurs avec tous les canons scientifiques en matière de citations : il n'y a aucune bibliographie ; l'appareil scientifique est rudimentaire (il y a, en tout, en notes de bas de page, quatre renvois à des publications scientifiques, dont deux sont des... autocitations ! Voir p. 82, 226, 264, 366) ; la littérature scientifique en droit développée au sein de l'Université du Luxembourg (les écrits de R. Ergéc, de J. Gerkrath, de P. Kinsch, de moi-même, etc.) n'est ni citée, ni prise en compte ; le mode de citation est souvent laxiste, car incomplet ; les propos de vulgarisation de scientifiques dans les médias sont parfois préférés à leurs écrits scientifiques (par ex. p. 251). « Biographie » : mis à part la présence, assez inhabituelle, de la photo de M. Feyereisen, décoré de l'Ordre de la Couronne de chêne, dans le livre (p. 101), et ce qui a été dit dans mes notes 1 et 2, l'aspect personnel est présent surtout de manière larvée, dans la structure même du livre. Car, comment expliquer le fait que presque la moitié du livre (300 pages) soit consacrée, de façon totalement déséquilibrée, au droit du contentieux administratif (qui est une sous-branche d'une branche du droit public), si ce n'est que M. Feyereisen a été, dans le passé, président du Tribunal administratif ?

Mais, pour rendre justice à l'ouvrage, il faut bien sûr noter que son objet principal est celui d'être un manuel, avec – on imagine (cela n'est jamais énoncé) – une certaine prétention scientifique. Mais de quelle(s) science(s) s'agit-il ? Au XIX<sup>e</sup> siècle, dans le sillage de l'ancien idéal encyclopédique, existait dans les pays germanophones une discipline nommée *Staatswissenschaft* (au singulier ou au pluriel), ou *Staatslehre*, qui se voulait étudier l'objet *Staat* (État) sous tous les angles (philosophie, droit, statistiques, sociologie, économie, histoire, etc.). Une telle entreprise, chérie par certains professeurs de droit, mena à des résultats souvent controversés et succomba à l'ascension (j'allais dire : irrésistible) du nouveau paradigme de la spécialisation disciplinaire. Dès lors, nombre de juristes s'attelèrent, dans une première étape, à présenter dans sa totalité non plus le *Staat* (État), mais exclusivement le *Staatsrecht* (tout le droit qui régit l'État, i.e., en français, le droit public), avant de devoir admettre (2<sup>e</sup> étape) qu'il fallait aller encore plus loin, avec notamment la différenciation, inaugurée en Bavière en 1856, entre droit constitutionnel de l'État et droit administratif de l'État. Au Luxembourg, la littérature juridique est, en partie, restée figée dans la première étape : en témoignent le traité de *Staatsrecht* de Paul Eyschen (1890/1910), l'opuscule de Robert Frauenberg (*Notions élémentaires*

<sup>2</sup> Un dépliant à destination d'« expatriés », surtout à haut niveau de salaire, ne pourrait dire mieux ! Je renvoie à la note 1.

sur le droit public et administratif. Grand-Duché de Luxembourg, 1<sup>ère</sup> éd. 1910, 4<sup>e</sup> éd. 1937), le livre de Pierre Majerus (*L'État luxembourgeois*, six éditions de 1948 à 1990) et le présent ouvrage. Problème : il est impossible « d'étudier » (au plein sens du terme), en un seul opus, même de 700 pages, tout le droit relatif à l'État luxembourgeois, sauf à rester élégamment superficiel (à l'instar de Majerus) ou à centrer le propos sur des points essentiels, une piste qui n'a jamais été explorée. Le présent ouvrage n'est, en droit, ni complet (et superficiel), ni incomplet (car focalisé sur les fondements ou sur les spécificités du droit public luxembourgeois) : c'est un agrégat quelque peu baroque, où, après une entrée en matière datant d'un autre âge – après les « symboles », arrive le titre « L'exercice de la puissance souveraine par le Grand-Duc » (un intitulé néomonarchiste digne d'Eyschen !). Là où il aurait fallu débiter avec la définition de l'État luxembourgeois en tant que personne morale, enracinée, déjà depuis le XIX<sup>e</sup> siècle, et à plus forte mesure de nos jours, dans un *multi-level system* –, se succèdent ensuite, selon un plan qui n'est pas toujours convaincant, des passages à la Majerus (où, sous une surface faussement lisse, est occultée la complexité et l'hétérogénéité de la matière), des protubérances (les 300 pages sur le contentieux administratif), des redites et, parfois, des silences sur des points cruciaux (le Luxembourg est l'un des rares États au monde à ériger le droit international au-dessus de la Constitution, point qui est même nié par les deux auteurs p. 65 ; autre lacune : le référendum en droit luxembourgeois). À cela s'ajoute que, d'une part, les deux auteurs s'aventurent parfois au-delà des frontières de la dogmatique juridique, avec des propos d'ordre historique (la 4<sup>e</sup> de couverture y insiste) et sociologique, sans pour autant citer des sources de ces disciplines et que, d'autre part, dans leur *core business* (la dogmatique du droit), leur propos recèle un certain nombre d'approximations et d'erreurs (pour une liste, non exhaustive, lire la recension de Paul Schmit, *Journal des tribunaux. Luxembourg*, 2015, p. 126 ss.).

En conclusion, les lecteurs, juristes et surtout non juristes, qui auraient été tentés de recourir à cet ouvrage pour s'informer – sous forme de synthèse – de l'état actuel du droit public luxembourgeois seront bien avisés de le consulter avec prudence. Le mieux serait encore d'aller voir ailleurs, car c'est dans les études plus spécialisées, anciennes et récentes, que se trouvent la véritable richesse, et l'avenir, de la science du droit public luxembourgeois. Avant de synthétiser, il faut d'abord creuser.

**Luc Heuschling**

**Märjendall / Marienthal / Mariendall / Val-Sainte-Marie. Spurensuche in einer vielschichtigen Kulturlandschaft Luxemburgs, sous la dir. de Marc SCHOELLEN, Luxembourg: Service National de la Jeunesse, 2016, 256 p.; ISBN 978-99959-935-4-2.**

Le site de Marienthal est familier à plusieurs générations de la jeunesse luxembourgeoise qui depuis 1977 participent aux stages et activités organisés par le Service national de la Jeunesse. Néanmoins son histoire étonnamment riche et diversifiée est moins connue. On ne peut donc que féliciter le SNJ d'avoir pris l'initiative d'éditer cet impressionnant recueil réunissant une quinzaine de contributions à l'occasion de l'achèvement des travaux de rénovation entamés en 2011.

Marc Schoellen chargé de la direction de l'ouvrage a réuni une équipe d'auteurs véritablement interdisciplinaire réussissant ainsi le pari d'une approche globale de Marienthal en tant que paysage naturel et culturel (*Natur- und Kulturlandschaft*). Fondé en 1232 par le sénéchal Thierry de Mersch, un proche de la comtesse Ermesinde de Luxembourg, le prieuré de Marienthal appartient à la branche féminine de l'Ordre des Prêcheurs. Mais à l'opposé des frères prêcheurs, les Dominicaines se vouent entièrement à la contemplation. Les biens temporels du couvent s'agrandissent rapidement grâce aux nombreuses dotations des familles nobles qui y placent leurs filles en tant que religieuses. Marienthal jouit de la protection des maisons comtales de Vianden et de Luxembourg, voire de la Cour de France. Le priorat de Yolande (1258–1283), fille du comte Henri I<sup>er</sup> de Vianden, correspond à une première période faste. L'église gothique est consacrée en 1296. Cependant la fin de la période médiévale est marquée par un déclin qui se traduit notamment par la baisse des effectifs. À la fin du XVI<sup>e</sup> siècle, la communauté compte à peine une demi-douzaine de moniales. La situation matérielle et spirituelle du prieuré s'améliore à nouveau à la fin du XVII<sup>e</sup> siècle, sans doute dans le contexte de la réforme catholique. La dévotion populaire autour de saint Pierre de Milan, dont le monastère détient d'importantes reliques, connaît un nouvel élan. Les bâtiments conventuels sont reconstruits, élargis et embellis. Les comptes du couvent révèlent un train de vie somptueux à la mesure de ces embellissements.

Les conditions d'admission deviennent au cours du XVIII<sup>e</sup> siècle de plus en plus restrictives et reflètent la « réaction nobiliaire » qui se manifeste également dans d'autres domaines à la fin de l'Ancien Régime. En 1751, la maison de Marienthal se fait confirmer le droit de ne recevoir que « des demoiselles nobles [présentant au moins - *recte*] quatre générations de père et de mère non altérées par mésalliance ». Seules les novices issues de l'ancienne noblesse sont acceptées pour que la communauté ne soit pas « déshonorée par du sang souillé de quelques mésalliances basses et roturières » (page 14).

En 1783 l'édit de Joseph II supprimant les couvents « inutiles » entraîne la sécularisation de la maison de Marienthal. Les biens sont mis en vente au profit de la « caisse de religion » gérée par l'État. Le mobilier sacré est racheté pour orner différentes églises paroissiales. Les bâtiments et terrains, sans doute trop isolés pour y établir une manufacture, ne trouvent pas de preneur. En 1792 l'ancien couvent sert d'hôpital militaire. En 1795, après la conquête du Luxembourg par la France révolutionnaire, le domaine de Marienthal est revendu comme bien national. En 1815, l'État reprend possession du site pour procéder, à partir de 1824, à la démolition des édifices conventuels. Cependant le corps du logis avec sa belle façade baroque échappe à la destruction et est racheté par un particulier qui le transforme en maison de campagne.

Marienthal retrouve une vocation religieuse à la fin du XIX<sup>e</sup> siècle quand le comte Mathias von Spee acquiert la propriété et tente d'y établir une communauté de Dominicains. Le projet échoue dès 1887, mais trois ans plus tard l'ordre des Pères Blancs s'installe à Marienthal. Les Pères Blancs choisissent le Luxembourg, pays neutre entre l'Allemagne et la France, pour créer un centre où sont formés de jeunes missionnaires destinés aux colonies. Le site revit alors avec l'agrandissement des bâtiments conventuels et la reconstruction d'une église de style historiciste et éclectique. L'occupation des lieux par les Pères Blancs dure jusqu'en 1974 avec une



courte interruption pendant la Seconde Guerre mondiale quand le complexe de Marienthal servait aux nazis de maison de rééducation pour garçons.

En 1974, l'État luxembourgeois devient propriétaire de Marienthal. Il y installe d'abord des réfugiés politiques puis, à partir de 1977, laisse l'usage des lieux au SNJ.

L'ouvrage articule cette vaste matière en trois parties ou « trames narratives ». La première porte sur le patrimoine naturel et culturel. L'article de Roger Schauls replace Marienthal dans son contexte naturel et présente la géologie, l'hydrologie, la flore et la faune de la vallée de l'Eisch. Jean-Paul Hurt développe ensuite un aspect particulier, la pratique de la pêche sportive. Une fois le décor naturel bien campé, Marc Schoellen se livre à une étude approfondie des différentes traces d'occupation de ce paysage depuis la préhistoire : pétroglyphes, inscriptions, chronogrammes, bornes, murs, ponts et chemins. Finalement deux contributions de Ian De Toffoli et de Marc Schoellen apportent un éclairage sur Marienthal en tant que lieu mythologique et littéraire. La deuxième partie de l'ouvrage documente les résultats de l'analyse des bâtiments et des fouilles archéologiques entreprises lors des travaux de restauration (articles de Christiane Bis-Worch, Thomas Lutgen et Daniel Giorgetti). Alex Langini reconstitue le patrimoine artistique sacré de l'ancien couvent, aujourd'hui dispersé dans différentes églises du Grand-Duché. Ainsi le maître-autel et l'orgue se trouvent de nos jours à l'église paroissiale de Junglinster, les autels latéraux à Steinsel et la chaire de vérité à Contern alors que les stalles garnissent l'église de Brandenbourg. Dans une autre contribution de Marc Schoellen, l'étude détaillée de quatre vues dessinées en 1751/1752 par Jean-Nicolas Neyen-Petit permet de suivre l'évolution architecturale du site. En même temps ces dessins sont un témoignage éloquent de la perception de Marienthal en tant que paysage romantique et pittoresque qui se développe à partir du milieu du XIX<sup>e</sup> siècle. C'est en 1899 que la vallée de l'Eisch est pour la première fois baptisée « vallée des Sept Châteaux » lors d'une excursion de la société archéologique d'Arlon !

La dernière partie de l'ouvrage est consacrée aux occupants successifs des lieux, l'accent étant cependant mis sur la présence et l'action des Pères Blancs (articles de Régis Moes, Antoinette Welter et Paul Lesch). Une étude de Catharina Schreiber sur la maison d'éducation pour jeunes garçons (*Fürsorgeerziehungsheim*) mise en place par l'occupant allemand en 1941 et un aperçu de Georges Metz sur les activités du Service national de la Jeunesse clôturent cette belle publication agréablement illustrée et d'une lecture fluide. L'accent a été consciemment mis sur la période plus récente des XIX<sup>e</sup> et XX<sup>e</sup> siècles jusqu'à présent peu étudiée et sur les nouvelles connaissances qu'ont apportées l'archéologie et la restauration du monument. Les médiévistes et modernistes y trouveront par contre moins d'informations originales. Alors que le contenu ne laisse rien à redire, on peut cependant regretter quelques négligences dans la forme (illustrations sans légendes, plans anciens sans indication de source, coquilles dans le texte). Le temps d'une relecture avant impression semble avoir manqué. Le guépard (ou est-ce un léopard ou un jaguar ?) sur la couverture laisse aussi perplexes. Bien sûr il s'agit d'un clin d'œil au musée colonial entretenu par les Pères Blancs dans leur couvent, mais n'aurait-on pas pu trouver une image plus représentative de Marienthal comme *Kulturlandschaft* que ce félin ? Enfin, cela a au moins le mérite de rendre curieux.

**Guy Thewes**

**Fondation Bassin Minier (Hg.): Le Fond-de-Gras – Histoire(s) d'un lieu : Des origines à nos jours / Der Fond-de-Gras – Geschicht(en) eines Ortes: Von seinen Anfängen bis zur Gegenwart (Mutations: mémoires et perspectives du Bassin Minier, 8), Esch/Alzette: Fondation Bassin Minier 2015, 140 S., zahlr. Abb.; ISSN 2078-7634; 20 €.**

Der achte Band in der von der Fondation Bassin Minier herausgegebenen Reihe *Mutations* widmet sich der Geschichte und Geschichten des im Südwesten Luxemburgs gelegenen Bergbaugebiets des Fond-de-Gras. Neben der Einleitung versammelt der zweisprachige (Deutsch/Französisch) Band zwölf Beiträge, die auf Vorträge zurückgehen, welche am 14. März 2015 im Rahmen eines Werkstattgesprächs präsentiert wurden. Die Beiträge sind chronologisch geordnet und in drei Kapitel gegliedert: Von den ersten Zivilisationsspuren bis zur frühen Neuzeit; Industrialisierung und Moderne; Strukturwandel und Revitalisierung. Nachdem Pol Schock den vorliegenden Band kurz in seiner Einleitung vorgestellt hat, untersucht René Klein zum Auftakt den Ursprung des ungewöhnlichen Namens Fond-de-Gras, der halb französisch und halb luxemburgisch ist. Diese Konstellation hat schon zu verschiedenen Fehlinterpretationen geführt und erklärt sich aus der Lage des Gebiets des heutigen Fond-de-Gras auf der ehemaligen Sprachgrenze zwischen Rodingen und Rollingen.

Das erste Kapitel „Von den ersten Zivilisationsspuren bis zur frühen Neuzeit“ umfasst zwei Beiträge. Im ersten beschreiben Catherine Gaeng und Jeannot Metzler die archäologischen Ausgrabungen auf dem Titelberg. Dieser beherbergte spätestens seit dem 3. Jahrhundert vor unserer Zeit eine keltische Siedlung. Obschon dies schon längere Zeit bekannt war, begannen die Grabungen spät, erst 1959. Mittlerweile sind die verschiedenen Teile der früheren Anlage des zunächst keltischen, später gallorömischen Oppidums gut erforscht: Wall, Graben, Nekropole, usw. Die zahlreichen Funde, ihre Quantität sowie Qualität, belegen den städtischen Charakter der Siedlung und die überregionale Bedeutung des Ortes. So lassen etwa die Münzfunde auf eine rege Handelstätigkeit schließen. Im zweiten Beitrag untersucht Martin Uhrmacher die Region des Titelbergs anhand kartographischer Darstellungen des 16. bis 18. Jahrhunderts, „einer häufig unbeachteten Quellengattung“ (S. 29). Er zeigt, dass die Analyse historischer Karten besonderer quellenkritischer Sorgfalt bedarf, da diese Karten keine getreuen Abbilder der geographischen Gegebenheiten waren, sondern auf zum Teil vagen Informationen und Kenntnissen beruhten, und zudem auch die politischen Interessen der Auftraggeber berücksichtigten. Die Gegenüberstellung der vollständigen Karten und ausgewählter, vergrößerter Kartenausschnitte ist sehr gelungen, ebenso wie die digitale Montage des Gebiets des Titelbergs aus zwei eigentlich getrennten Kartenblättern.

Den Auftakt des zweiten Kapitels „Industrialisierung und Moderne“ macht der Beitrag von Norbert Franz über die frühe Eisenindustrie in Luxemburg. Franz zeigt z.B., dass bereits im späten 16. Jahrhundert über 50 Eisenwerke in der Region aktiv waren. Interessant wäre ein vergleichender Blick auf angrenzende protoindustrielle Regionen wie die Eifel oder das Lüttich-Aachener Gebiet gewesen, da sich hieran auch Fragen nach Technologie- und Wissenstransfers anknüpfen ließen. Während die vorherigen drei Beiträge wissenschaftlichen Charakter tragen, sind die folgenden Beiträge im besten Sinne hybride, lokal- und lebensgeschichtliche Texte, die für den Historiker selbst zu Quellen für die Geschichte des Fond-de-Gras



werden können. Diese Texte sind umso wichtiger, da lokale Archive und das reiche, oftmals implizite Wissen der lokalen Akteure bislang schlecht zugänglich und dokumentiert sind – wie z.B. das Archiv der „Association des Musée et Tourisme Ferroviaires“ (S. 107). So nimmt Luciano Pagliarini die Leser an die Hand und unternimmt mit ihnen einen gedanklichen Spaziergang durch den Fond-de-Gras, wobei er persönliche Erlebnisse mit Geschichte und Geschichten des Ortes miteinander verwebt. Er stellt nicht nur *en passant* die verschiedenen vor Ort aktiven Minengesellschaften vor, sondern erklärt auch die feinen Unterschiede zwischen den Minen, oder erzählt von der Konkurrenz zwischen den kleinen und großen Bergbau- und Eisenunternehmen. In einem zweiten Text entführt Pagliarini die Leser dann in die Welt der Bergleute. Eine Besonderheit des Gebiets des Fond-de-Gras war, dass hier bis zum Ende der Bergbauaktivitäten in den 1960er Jahren der Abbau selber kaum mechanisiert wurde. Die Leser erfahren aber auch vom sozialen Gefüge innerhalb der Gemeinschaft der Bergleute oder ihrer Konkurrenz mit den Fabrikarbeitern. Den Beitrag von Albert Wolter könnten Leser auch als Kurzführer auf ihrem Besuch der bergbaulichen Bauten und Einrichtungen an der Bahnlinie Pétange – Fond-de-Gras – Rodange – französische Grenze mitnehmen. Wolter schreitet nach einem kurzen Überblick zur Geschichte dieser Bahnlinie 18 Stationen vom Bahnhof in Pétange bis zur Verladestation des Quai Bois Châtier ab.

Das dritte Kapitel „Strukturwandel und Revitalisierung“ wendet sich schließlich dem Fond-de-Gras als Ort des industriellen Kulturerbes zu. Albert Wolter erzählt in seinem zweiten Beitrag von der bewegten Geschichte des „Train 1900“. Er verbindet ebenso wie Pagliarini gekonnt seine eigene Lebensgeschichte mit der erstaunlichen Geschichte dieser privaten Initiative, die gestützt auf ehrenamtliches Engagement und ein Netzwerk helfender Akteure und Institutionen seit 45 Jahren den Museumszug „Train 1900“ wortwörtlich am Laufen hält. Zugleich weist Wolter aber auch auf die Grenzen des ehrenamtlichen Engagements hin und hofft darauf, dass zukünftig ehrenamtliche und professionelle Akteure zusammenfinden, um diese Initiative am Leben zu halten, ihre schriftliche Überlieferung und das oftmals implizite Wissen der Akteure zu erhalten und weiterzugeben. Eine ganz ähnlich gelagerte Geschichte der Grubenbahn „Minièresbunn“ erzählt Paul Hessé in seinem Beitrag. Auch die „Minièresbunn“ gründet auf einer privaten Initiative und ermöglicht durch ihren anhaltenden Betrieb, die Industriegeschichte des Ortes unmittelbar zu erfahren. Jean-Michel Muller und Nicolas Graf schärfen mit ihren beiden Beiträgen die Sinne, vor allem die Augen der Besucher vor Ort, um die zahlreichen, oftmals kaum als solche erkennbaren Überreste der lokalen Bergbau- und (rezenten) Tourismusgeschichte zu entdecken und die Rückeroberung des ehemals industriell geprägten Gebiets des Fond-de-Gras durch die Natur selber zu erkunden. Abschließend fragt Antoinette Reuter in ihrem programmatischen Beitrag, welches Museum bzw. welches Museumskonzept der Fond-de-Gras braucht, um auch in Zukunft ein für die Besucher attraktiver Ort zu bleiben, der von der lokalen Industriegeschichte Kenntnis geben kann. Ziel sollte es demnach sein, ein gemeinsames Konzept zu entwickeln, das die zahlreichen lokalen Initiativen miteinander verbindet und zudem in den Gesamtkontext des Luxemburger Industriekulturerbes stellt.

Der Band wendet sich in erster Linie an ein breiteres Publikum und wird dabei im besten Sinne dem Untertitel der Reihe gerecht, indem er Erinnerungen an die

Geschichte und Geschichten des Fond-de-Gras mit dem Blick in die nicht nur museale Zukunft dieses Ortes verbindet. Für Historiker können die ersten Beiträge als Einstieg ins Thema dienen, während die anderen Beiträge eher Quellencharakter für die Geschichte des Umgangs mit dem industriellen Kulturerbe, besonders seine Aneignung *von unten* tragen. Lediglich die Schlussredaktion des Anmerkungsapparates hätte etwas sorgfältiger ausfallen dürfen. So gibt es ins Nichts führende Zirkelschlüsse in den Fußnoten (S. 38, Anm. 25) oder fehlende Literaturangaben, auf die gleichwohl später Bezug genommen wird (S. 49, Anm. 2 u. S. 53, Anm. 13). Dies schmälert allerdings nicht das Lesevergnügen und die Bedeutung dieses Bandes als eines wichtigen Einstiegs in die bewegte Geschichte des Fond-de-Gras.

**Stefan Krebs**

**Eloïse ADDE-VOMÁČKA, *La chronique de Dalimil. Les débuts de l'historiographie nationale tchèque en langue vulgaire au XIV<sup>e</sup> siècle (Textes et documents d'histoire médiévale, 12)*, Paris : Publications de la Sorbonne, 2016, 480 p.; ISBN: 978-2859449452 ; 23 €.**

« *Je sais bien ce que je vauz / et seul m'importe [le bien] de ma langue / C'est cela seul qui m'a poussé à écrire cette chronique* ». Ainsi s'exprime en vieux-tchèque et dans une langue rimée l'auteur d'une des plus anciennes histoires de la Bohême rédigée au début du XIV<sup>e</sup> siècle. Le texte, faussement attribué par la tradition à un certain Dalimil, s'est tôt hissé par sa richesse, la structure du récit, l'ampleur de la matière et sa réception pluriséculaire au niveau des plus grands témoins d'une mémoire nationale composée en Europe à la fin du Moyen Age. On a pu la comparer, à raison, aux *Grandes chroniques de France* dont le modèle a sans doute influencé son auteur : elle en possède assurément l'ambition, la largeur de vues, le sens historique, la visée et le caractère intentionnel, au point qu'elle figure non seulement au cœur d'un transfert culturel de haute densité entretenu entre les royaumes de France et de Bohême aux siècles finaux du Moyen Age, mais constitue également un socle mémoriel sur lequel, inlassablement, l'historiographie tchèque s'est appuyée jusqu'à nos jours.

Il était donc d'autant plus dommageable et incompréhensible que cette œuvre, plusieurs milliers de vers et 103 chapitres, n'ait jamais été présentée, commentée ni traduite en français, là où dès 1881 la communauté des historiens tchèques et allemands pouvait disposer d'une solide édition parue dans la série des *Fontes rerum Bohemicarum*. Cette lacune et cette injustice sont désormais réparées, et de quelle manière !, grâce à l'exceptionnelle traduction et au remarquable commentaire publiés par Eloïse Adde-Vomáčka. Dans une préface rédigée dès 2009, Jacques Le Goff ne s'y trompait pas et soulignait, d'une part, la précocité du sentiment national tchèque exprimé dès les années 1309–1313 par cette œuvre et combien, de l'autre, l'histoire et son écriture, sous la forme plus particulière des chroniques, ont façonné le passé et la conscience de nombreux pays européens. Il était donc grand temps, pour un public francophone et pour les spécialistes de l'histoire de l'Europe centrale, que cette chronique dite de Dalimil, d'ailleurs traduite très vite dès la première moitié du XIV<sup>e</sup> siècle en latin et en allemand, retrouve la place qui lui revient dans une histoire longue de la formation des identités nationales et régionales en Europe.

Que ce texte ait été appelé à jouer un rôle fondateur pour la Bohême et les Tchèques ne fait en premier lieu aucun doute : dès le prologue, l'auteur entend rapporter « les faits des Tchèques » et les premiers chapitres posent sans détour le cadre du maître-récit : l'origine de la langue tchèque, le destin du légendaire Čech créateur éponyme de la Čechy, l'accomplissement fondateur de la prophétie de Libuše « mère de tout le pays », l'enracinement de la première dynastie ducal « de rang royal » autour de la figure de son époux, le laboureur Přemysl, la sacralité du pays autour des saints Ludmila, Venceslas, Adalbert et Procope et de la figure du premier duc chrétien Bořivoj, la dignité de la couronne de Bohême à partir de son premier roi Vratislav, la primauté et la centralité de la ville de Prague, les campagnes victorieuses face aux Allemands d'une part, aux Hongrois et aux Polonais de l'autre, puis aux Moraves, aux Souabes, aux Saxons, aux Thuringiens, aux Sorabes (Serbes), aux Misniens et aux Autrichiens... A relire le texte, on reste d'emblée frappé par la manière, exemplaire jusqu'à la caricature, dont le royaume dispose dès le début du XIV<sup>e</sup> siècle de la panoplie complète des éléments symboliques susceptibles, comme au même moment en France ou en Angleterre, d'assurer une parfaite intégration entre une dynastie, un royaume et un peuple autour des repères et des « lieux » que forment la langue, l'espace, la sainteté, la capitale et la couronne. Rien ne manque à l'inventaire, et l'on pourrait dire, en creux, que le récit dalimilien constitue comme une sorte d'archétype des outils dont les chroniqueurs disposaient à la fin du Moyen Age pour fonder un récit « national », glorifier un pays et légitimer une dynastie et son histoire. Il est vrai que le rédacteur, que l'on a longtemps appelé Dalimil, pouvait puiser dans le réservoir symbolique et mémoriel que formait la chronique dite de Cosmas de Prague couvrant l'histoire de la Bohême jusqu'en 1125, et pouvait s'appuyer sur une tradition historiographique, hagiographique et identitaire entretenue continuellement et conjointement à Prague par les ducs puis les rois (à compter de 1085) et par les évêques de Prague, sans oublier l'apport des grands monastères, tel celui de Zbraslav. Il n'en demeure pas moins que le texte présente une densité mémorielle et symbolique dont on trouverait avec peine un équivalent au même moment.

C'est d'ailleurs sur ce point que le commentaire dense et profond du texte par Eloïse Adde-Vomáčka formule les remarques les plus abouties. Elle prend en effet bien soin de replacer l'écriture du texte et sa composition dans un contexte très particulier d'abord, celui de la crise dynastique ouverte par l'assassinat du jeune roi Venceslas III en 1306 demeuré sans descendance, et aboutissant à désigner en 1310 Jean de Luxembourg (l'Aveugle), le fils du roi allemand des Romains et futur empereur Henri VII, sur le trône de Prague. Deux paramètres, parfaitement restitués par l'analyse, éclairent à la fois la situation nouvelle et la tonalité de la chronique rédigée pour ainsi dire pour l'occasion : la stratégie poursuivie par les grandes familles nobiliaires de Bohême lors de ce changement et la relation que le royaume entretient à l'égard du voisin germanique, de ses rois et empereurs et des groupes de nobles et conseillers allemands présents à la cour, dans l'administration et dans les villes tchèques. Dès lors, le récit historique plongeant dans les racines légendaires des premiers Premyslides propose aux lettrés et décideurs du moment une refondation quasi ethnique, linguistique, culturelle, religieuse, spatiale et politique du royaume appelant la noblesse de Bohême à retrouver l'éthique et les valeurs de ses devoirs originels, ceux d'un groupe « dégermanisé » de gentilshommes (*zeman*)

attachés à leur terre, et le nouveau roi à gouverner pour le bien commun spécifique du pays tchèque. Ce faisant, c'est à l'élucidation de ce que l'on peut bien appeler un sentiment « national » tchèque que se livre l'étude, revendiquant toute la charge, pour partie moderne, que la notion de nation pouvait véhiculer au début du XIV<sup>e</sup> siècle tout en se gardant de l'anachronisme séducteur auquel son usage peut aboutir, ce que ne manquèrent pas de faire pendant des siècles les historiens tchèques eux-mêmes (mais comment le leur reprocher au regard des instrumentalisation auxquelles ont pu se livrer de leur côté des siècles durant les historiens français à partir d'un matériau comparable... ?). Ce sentiment, comme le texte dalimilien et le commentaire présent le montrent bien, s'est d'abord accroché à la langue, signalant ainsi combien cette thématique du parler « national » recueillait à la fin du Moyen Age une théorisation nouvelle, soulignant aussi combien cette chronique participait d'autre part de la mise en place d'une littérature laïque rédigée en langue vernaculaire face au latin et à l'allemand en pays tchèque, indiquant enfin la fabrication d'un vocabulaire politique et ethnique tchèque nouveau insérant dans le discours sur soi et sur le royaume des termes fondamentaux tels que la communauté du royaume, en investissant de nouveaux sens le terme de « pays » (*země*), en usant avec intention du terme à double entrée de « nation/langue » (*jazyk*), en repositionnant le terme de « roi » (*král*) face à celui d'empereur (*císař*) et en bâtissant un couple antithétique entre Tchèque (*Ček*) et Allemand (*Němec*).

Pour en comprendre parfaitement le cadre, Eloise Adde-Vomáčka livre avec bonheur des annexes très précieuses : listes des ducs puis rois de Bohême et des archevêques de Prague, cartes et surtout un tableau des hautes fréquences recensant les occurrences des termes les plus souvent utilisés dans la chronique (103 revenant à 24 reprises et plus identifiés à partir du logiciel de lexicométrie Hyperbase), les mots « duc », « pays », « roi » et « tchèque » occupant les toutes premières places du relevé.

« *Il y aurait beaucoup de choses à dire / mais je crois que cela suffit* » écrit l'auteur au dernier vers de sa chronique. Une telle conclusion conviendrait parfaitement à la présente recension de cette magistrale étude dont on ne peut que recommander la lecture au regard de la beauté et de la richesse du document traduit, mais aussi de la qualité des analyses culturelles et politiques qui en restituent toute la portée pour l'histoire tchèque et européenne, celle des contemporains de « Dalimil » comme la nôtre.

**Pierre Monnet** (Frankfurt/Main, Paris)

**Thomas KOLNBERGER (Hg.), August Kohl. Ein Luxemburger Söldner im Indonesien des 19. Jahrhunderts, Mersch: Centre national de littérature, 2015, 312 S.; ISBN 978-2-919903-45-0; 25 €.**

Mit der kommentierten Quellenedition *August Kohl. Ein Luxemburger Söldner im Indonesien des 19. Jahrhunderts* liefert Thomas Kolnberger einen neuen Einblick in die Migrationsgeschichte Luxemburgs im 19. Jh. und eröffnet zugleich neue Forschungsperspektiven in der Militärgeschichte. Das Buch ist im Verlag des Nationalen Literaturzentrums (CNL) erschienen und ergänzt die Reihe der wissenschaftlich hochwertigen Publikationen dieses von Claude Conter geführten

Zentrums, das hier einmal mehr seine innovative Rolle in der zeitgenössischen Geschichtsschreibung beweist.

Der von Thomas Kolnberger edierte Band ist in zwei etwa gleich große Teile gegliedert: einerseits die kritische Edition der Autobiographie des luxemburgischen Söldners in der niederländischen Kolonialarmee, August Kohl (1834–1921), und andererseits vier wissenschaftliche Artikel, die diesen Lebensbericht aus den Jahren 1859 bis 1864 in den Kontext setzen. Der österreichische Ethnologe Helmut Lukas erläutert die Geschichte Niederländisch-Ostindiens, für die er Experte ist, und Norbert Franz die politische Geschichte der Stadt Luxemburg. Thomas Kolnberger selbst verfasste die beiden anderen Artikel, die eine quantitative und qualitative Untersuchung der Söldner aus Luxemburg in Niederländisch-Ostindien darstellen, wobei der Hauptautor der Publikation auf die von Yvan Staus im Jahr 2009 in der Zeitschrift *Hémecht* publizierte Arbeit aufbauen konnte.<sup>3</sup>

Die Edition der Memoiren von August Kohl basiert auf einem hauptsächlich in deutscher Kurrentschrift verfassten Manuskript, welches seine Nachfahren 2011 als Schenkung an das CNL in Mersch übergeben haben. Einmal mehr zeigt sich, wie wichtig Privatsammlungen für die Geschichtsschreibung in Luxemburg sind. Eine zweite Version, die sich kaum von dem im Literaturzentrum aufbewahrten Manuskript unterscheidet, ist im Diözesanarchiv in Luxemburg zu finden. Sie ist Teil des Nachlasses von Martin Blum, der bereits in den Jahren 1913–14 Auszüge des Lebensberichtes in *Ons Hémecht* abgedruckt hatte.

Thomas Kolnbergers Edition des erhaltenen Manuskripts ist sehr vollständig und akkurat kommentiert. Die Auswahl eines Historikers als Herausgeber unterstreicht, dass dieser Text mehr als „historische Quelle und weniger als literarisches Erzeugnis“ (S. 9) zu verstehen ist. Eine Vielzahl an akribisch recherchierten Fußnoten erläutern nicht nur heute nicht mehr gebräuchliche Begriffe, sondern auch von Kohl beschriebene Ereignisse, und sie identifizieren geographische Handlungsorte. Die Transkription entspricht somit ganz den wissenschaftlichen Vorgaben, und die Vorgehensweise der Editoren wird zudem sorgfältig erklärt. Die Illustrationen sind nicht nur schmückendes Beiwerk, sondern tragen wesentlich zum Verständnis des Textes bei: Karten erlauben es, die von Kohl beschriebenen Orte zu lokalisieren, und die reproduzierten Seiten des Manuskripts geben dem Leser ein Gefühl der Materialität der Memoiren. Einige Gravuren aus dem 19. Jh. bedienen jedoch die romantisierende Sichtweise von Fernost, die zu ihrer Entstehungszeit vorherrschte. Man hätte sich hier einen kritischeren Umgang mit dem reproduzierten Bildmaterial gewünscht, besonders weil der Herausgeber sich nicht scheut, literarische *topoi* aus der Reiseliteratur dieser Zeit zu erklären und zu dekonstruieren.

Die äußerst gründlich geführte Quellenkritik ist eine der Hauptstärken des Werkes. Kolnberger nimmt nämlich Kohls Äußerungen nicht beim Wort und hat für fast alle beschriebenen Ereignisse recherchiert, wie plausibel diese sind. So werden einige Darstellungen als damals weit verbreitete Abenteuergeschichten, die Kohl nicht

<sup>3</sup> STAUS, Yvan, The Luxembourgers in the Dutch East-Indian Army from 1810 to 1913: a case study of colonial population movements to South East Asia in the 19<sup>th</sup> century, in: *Hémecht* 61 (2009), S. 467–496.

selbst erlebt haben kann, enttarnt, einige Episoden, wie die ebenfalls öfter in der Literatur erwähnten Revolten der Soldaten (S. 39 und 94), jedoch als wahrhaftig bestätigt. Kohls Erzählung seiner Zeit in Indonesien zwischen 1859 und 1865 liest sich wie ein Abenteuerroman, in dem man aber dank der vorliegenden Quellenkritik die wahren Ereignisse von Fiktion unterscheiden kann!

Über diesen Aspekt hinaus ist der Lebenslauf von August Kohl besonders interessant, da er sich voll und ganz in die Globalisierungswelle der zweiten Hälfte des 19. Jh.s einreicht. Wie viele Luxemburger zu der Zeit, reiste der Handwerker Kohl zuerst nach Paris, um dort zu arbeiten. Da er jedoch ein etwas unbeständiges Leben führte, konnte er die Stelle als Horndrechsler bei seinem Schwager nicht halten. Er machte sich auf den Weg nach Belgien, um dort Arbeit zu finden, was ihm jedoch nicht gelang. Erst nach diesen Rückschlägen meldete er sich im niederländischen Harderwijk zur Königlichen Indischen Kolonialarmee und kam als Soldat nach Indonesien – ein Schicksal, das er mit Tausenden anderer Luxemburger seiner Zeit teilte. Dass er in Indonesien einem deutschen Krankenpfleger begegnete, der vorher in der Bundesfestung Luxemburg gedient hatte (S. 106), verdeutlicht die Verflechtung der Welt zu dieser Zeit. Die Strapazen des Soldatenlebens erzählt Kohl im Detail, auch die Cholera-Epidemie, die er überlebte, obwohl er von den Ärzten schon für tot erklärt worden war. Heimweh plagte ihn immer mehr, und so entschied er sich, nach sechs Jahren Dienst wieder nach Europa zurückzukehren und sich bei seiner Mutter, die noch immer in der Louvignygasse in Luxemburg-Stadt lebte, zu melden. Die moralisierende Botschaft der Erzählung des nun ehemaligen Söldners liegt auf der Hand: August Kohl scheint zu bereuen, je in die holländische Kolonialarmee eingetreten zu sein. Er rät allen davon, es ihm gleichzutun. Kohl verstarb 1921 im Pfaffenthaler Hospiz.

Thomas Kolnberger selbst kommentiert den von ihm herausgegebenen Quellentext als „kleine Heldenreise“ und analysiert diesen in Bezug auf seinen literarischen Wert, indem er den narrativen Aufbau der Erzählung mit autobiographischen Elementen untersucht. Zu diesem Zweck bemüht der Historiker Kolnberger die Forschungen des US-amerikanischen Drehbuchautors und Medienwissenschaftlers Christopher Vogler. Diese Herangehensweise ist für einen Historiker etwas befremdlich, da in Kohls Biographie alles darauf hindeutet, dass er zufällig oder aus Verzweiflung nach der ergebnislosen Arbeitssuche in die Kolonialarmee eintrat. Man kann folglich in Frage stellen, dass der narrative Aufbau einem durchdachten Plan folgte. Wollte der wenig belesene Kohl nicht vielmehr nur einen interessanten Bericht verfassen, in dem auch einige Übertreibungen ihren Platz finden durften? So wird die Lebensgeschichte Kohls, die, wie öfters unterstrichen, als historische Quelle vorgestellt wird, jedoch auch als literarisches Werk präsentiert – eine Doppelfunktion, die sicherlich mit der Wahl des CNL als Herausgeber zusammenhängt. Kolnbergers zweiter Beitrag ist dagegen wieder ganz historisch und liefert quantitative und qualitative Erläuterungen über die Söldner luxemburgischer Herkunft in der niederländischen Kolonialarmee und zeugt von der exzellenten Kenntnis des Herausgebers vieler weiterer Quellen, die über die Luxemburger in der niederländischen Kolonialarmee berichten, inklusive einiger in den Niederlanden aufbewahrter Archivalien. Der Beitrag von Helmut Lukas gibt dem Leser einige wertvolle Erläuterungen über die Geschichte Indonesiens



zur Zeit A. Kohls und ermöglicht ihm einen Einblick in die komplexe Geschichte dieser Inselgruppe. Der Beitrag von Norbert Franz über die Entwicklung Luxemburgs von einer Garnisonsstadt zu einer offenen Stadt und zum Aufbau eines Staatswesens, von dem die Bürger mehr und mehr im Alltag profitieren, ist an sich sehr interessant. Er scheint jedoch nicht so recht in den Band zu passen, da August Kohl die von Franz beschriebenen Institutionen in seinen Memoiren kaum erwähnt. Ein genereller Beitrag über die sozialen Verhältnisse in Luxemburg von 1850 bis 1870 wäre passender gewesen.

Der Band ist ein wichtiger Meilenstein in der rezenten Historiographie der Migrationen aus Luxemburger Sicht. Wie Kolnberger zeigt, gab es im 19. Jh. eine regelrechte Auswanderungswelle derjenigen, die sich als Söldner in einer fremden Armee verpflichten ließen (S. 183 sowie 192ff.). Der vorliegende Band öffnet in dieser Hinsicht den Blick auf ein Forschungsfeld, welches hierzulande noch wenig beachtet wurde. Andererseits reiht sich der Band in eine ganze Reihe rezenter Publikationen ein, die Luxemburg auch als Teil einer komplexen Verflechtungsgeschichte zeigen. Nach und nach wird so das vereinfachte Bild von Luxemburg im 19. Jh. als armem Agrarstaat, den viele Menschen aus Armut verließen, um nach Amerika auszuwandern, nuanciert. Diese globalgeschichtliche Perspektive, verbunden mit der Loslösung von einer Geschichtsschreibung im Dienste eines zu stärkenden Nationalbewusstseins, erlaubt es, die Geschichte Luxemburgs besser zu verstehen. In diesem Sinne hat das von Kolnberger edierte „Ego-Dokument“ August Kohls nicht nur einen literarischen Wert, sondern ist vor allem in historischer Hinsicht weit über die Geschichte dieses einzelnen Schicksals hinaus interessant. Es ist bemerkens- und lobenswert, dass das CNL hier einen weiteren Ansatz liefert, um die umfangreiche Reiseliteratur zu Überseegebieten, die von „Luxemburgern“ bereist wurden, zu interpretieren. Die kommentierte Herausgabe des Lebensberichtes eines Söldners in Indonesien verfolgt somit ähnliche Ziele wie die Anthologie, die Pierre Marson vor einigen Jahren zum Thema Orientalismus in der luxemburgischen Literatur zusammengestellt hat<sup>4</sup>. Diese Quelleneditionen sind sehr hilfreiche Mittel, um zukünftige Arbeiten auf dem Gebiet zu ermöglichen.

**Régis Moes**

**Ben FAYOT, *Toute la vie pour apprendre. Histoire de l'éducation des adultes au Luxembourg*, Luxembourg: Chambre des Salariés, 2016 ; 350 p. ; ISBN 9782919888634 ; 55€.**

Ben Fayot, Historiker und Vordenker der sozialistischen Partei, hat im Auftrag der *Chambre des Salariés* eine Monographie zur Geschichte der Erwachsenenbildung in Luxemburg vorgelegt, die eine Lücke in der luxemburgischen (Bildungs-)Geschichte schließt.

Die Erwachsenenbildung (die heute gerne unter dem irreführenden Schlagwort „lebenslanges Lernen“ fungiert) ist im Großherzogtum immer ein bildungspolitisches Stiefkind gewesen. Im europäischen Vergleich spät institutionalisiert, von politischer Seite aus wenig unterstützt und mit zunächst geringem Angebot

<sup>4</sup> MARSON, Pierre (Hg.), *Vun der Sauer bis bei den Nil: Luxemburger Autoren und die islamische Welt: eine Anthologie*, Differdange : Phi; Mersch : Centre national de littérature, 2011.

entwickelte sich die nachschulische Bildung für breite Bevölkerungskreise in erwähnenswertem Ausmaß erst in den 1960er und 1970er Jahren. Erwachsenenbildung, die über eine reine Berufsbildung hinausgeht, hatte im armen, agrarisch geprägten Luxemburg des 19. Jahrhunderts einen schweren Stand. Die Primar-Schulbildung der luxemburgischen Bevölkerung wird mit dem Gesetz von 1843 zwar theoretisch gesichert, praktisch sind die Schulen aber vor allem Winterschulen – im Frühjahr und Sommer arbeiteten die Kinder auf dem heimischen Hof. 1883 wird mit der Gründung der Ackerbauschule im Norden des Landes eine erste Grundlage für eine weiterführende Berufsausbildung gelegt, die 1892 mit einem Gesetz zur bäuerlichen Weiterbildung verbreitert wird. Im Süden des Landes folgt 1898 die *Ecole des Mines*, die Handwerkerschule wurde zwei Jahre vorher im Zentrum eröffnet. Diesen Institutionen zur Berufsbildung werden dann sukzessive auch entsprechende Fort- und Weiterbildungsmöglichkeiten angegliedert. Zudem entstehen zu Beginn des 20. Jahrhunderts erste „zivilgesellschaftliche“ Initiativen: Auf katholischer Seite sind es beispielsweise die Gesellen- und Volksvereine, die sich um eine Bildung im katholischen Sinne bemühen, auf Seiten der Liberalen und Sozialisten wäre beispielhaft die *Fédération des associations pour l'éducation populaire* zu nennen – der erste Volksbildungsverein in Luxemburg überhaupt. Besonders wichtig für die Arbeit der Volksbildungsvereine ist dabei der Aufbau von kleineren, über das Land verstreuten Bibliotheken und die Herausgabe eines „Volksbildungskalenders“ sowie von Journalen (z.B. „Die neue Zeit“). Diese Initiativen werden mit dem Beginn des Ersten Weltkriegs weitgehend unterbrochen, nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs erholt sich die Volksbildungsbewegung „von unten“ nicht mehr wirklich. Das intellektuelle liberale und sozialistische Milieu, das den Nährboden für die verschiedenen Initiativen gebildet hatte, existierte in dieser Form nicht mehr. Und das Thema Erwachsenenbildung wird in der Folge vor allem von staatlichen Institutionen vorangetrieben.

Es waren Beamte der europäischen Institutionen, die im Nachkriegsluxemburg nach Sprachkursen verlangten und deren Bedarf an (sprachlicher) Bildung von privat organisierten Vereinen und dann ab 1965 vom *Centre de langues Luxembourg* gedeckt wurde – die Angebote für geringer qualifizierte „Gastarbeiter“ sowie Kurse für Luxemburger, die ihr Sprachniveau verbessern wollten, kamen erst später hinzu.

1968 gründen sich in schneller Folge Kulturzentren in Luxemburg-Stadt, Bonne-  
weg, Differdingen und Walferdingen, die sich – dem Geist der Zeit entsprechend – einer Demokratisierung der Kultur verpflichtet fühlten. In den 70er und 80er Jahren hatte die Erwachsenenbildung und die Volkskultur mit Robert Krieps einen entschiedenen Fürsprecher im Parlament, der auch dörfliche Vereine als Träger einer Erwachsenenbildung erkannte und unterstützte. Heute ist die Infrastruktur der Erwachsenenbildung breiter aufgestellt als noch vor 20 Jahren, und dennoch wundert sich Ben Fayot mit Recht über das völlige Fehlen einer größeren Debatte zur „Volksbildung“ in Luxemburg: „Ce qui frappe encore dans l'histoire de l'éducation des adultes au Luxembourg, c'est qu'elle n'a jamais donné lieu à un grand débat politique dans notre pays, ni au 19<sup>e</sup> ni au 20<sup>e</sup> ni même au 21<sup>e</sup> siècle“ (S. 339).

Eine lange Tradition der Erwachsenenbildung gibt es damit in Luxemburg nicht. Da sich die Volksbildungsinitiativen im 19. bzw. zu Beginn des 20. Jahrhunderts hier kaum entwickeln konnten, musste Ben Fayot bei seinen Recherchen zur Geschichte

der Erwachsenenbildung beispielsweise auch feststellen, dass es 1821 zwar ein *Règlement pour l'école des adultes* gegeben hatte – ob aber auch eine solche *école* irgendwo existierte, ließ sich nicht mehr ermitteln. Und so ist es auch zu erklären, warum Fayot sich nicht nur auf die Geschichte der Erwachsenenbildung konzentriert, sondern auch die Geschichte der Primar-, Sekundar- und Berufsbildung in 18 weitgehend chronologisch aufgebauten Kapiteln zum Teil mit erzählt und aufzeigt, wie die einzelnen Schul- und Bildungsinstitutionen voneinander abhängen. Bezüge zu den Entwicklungen der Volksbildung in den Nachbarländern finden sich jedoch leider nicht – eine Lücke, die noch geschlossen werden sollte. Die fayotsche Pionierarbeit kann somit als Startschuss für weitere wissenschaftliche Arbeiten im Bereich der Erwachsenenbildung verstanden werden. Und durchaus auch als Plädoyer dafür, das „Stiefkind“ Erwachsenenbildung nun endlich aus dem Halbschatten des öffentlichen Desinteresses heraus und in eine breitere politische und gesellschaftliche Debatte hinein zu befördern.

Thomas Lenz

**Wolfgang SCHMITT-KÖLZER, Bau der „Reichsautobahn“ in der Eifel (1939–1941/42). Eine Regionalstudie zur Zwangsarbeit. Berlin: Pro Business, 2016, 368 S.; ISBN 978-3-86460-460-7; 15 €.**

Vor Kurzem erschien diese Regionalstudie zum Thema „Reichsautobahnen“, das immer noch bei vielen als „positives Resultat“ des Nationalsozialismus in Deutschland gilt, eine Meinung, die der Autor zu Recht als „Mythos“ bezeichnet. Auf über 200 Seiten geht er den Plänen und den ersten Baumaßnahmen zur Autobahn durch die Eifel, der heutigen A1<sup>5</sup>, nach. Bei der Darstellung der Zwangsarbeiterlager beschränkt er sich jedoch auf den Bau-Abschnitt Wittlich. Im Zentrum seines Interesses steht dabei nicht so sehr die „technische Leistung“ des Autobahnbaues als vielmehr der Einsatz von „Zwangsarbeitern“, ohne den die Nationalsozialisten ihr Mammutprogramm nicht hätten angehen können. Auf den Seiten 202 bis 316 wendet der Autor sich mit größter Detailgenauigkeit dem Schicksal der Zwangsarbeiter aus Luxemburg an der Reichsautobahn in diesem Bauabschnitt zu. Auf über 100 Seiten bemüht er sich, die menschlichen Schicksale von Opfern aus Luxemburg zu erzählen, wobei zahlreiche Details aufgeführt werden, über deren Erwähnung man in diesem Zusammenhang streiten könnte. Insgesamt erhält der Leser den Eindruck einer detailreichen Fakten- und Dokumentensammlung, wobei eine analytische Problemstellung kaum erreicht wird. Auffallend ist schon beim Inhaltsverzeichnis das Fehlen einer Hierarchisierung der Kapitel. Positiv zu erwähnen sind hingegen die im Anhang abgedruckten Dokumente, wobei leider die „Tipp-Fehler“ die Lektüre erschweren.

Im ersten Teil werden die Planung und der Bau der Reichsautobahn in der Regionalplanung dargestellt. Die verschiedenen Typen von Zwangsarbeitern und Autobahnlagern werden dann sehr detailreich (z. B. Anzahl der Fernsprechanchlüsse) erläutert. Neben dienstverpflichteten deutschen Arbeitern werden die „Zöglinge“ aus Hinzert, die KZ-Häftlinge des SS-Sonderlagers Wittlich, die Kriegsgefangenen,

<sup>5</sup> Eigentlich handelt es sich um die heutigen A 1/A 48 und A 62. Die Bauarbeiten an der A1 sind in der Eifel bis heute nicht abgeschlossen.

die ausländischen Zivilarbeiter und die Justiz-Strafgefangenen als zum Teil sehr unterschiedliche Gruppen von Zwangsarbeitern vorgestellt. Dabei fällt auf, dass dort, wo Häftlinge nach 1945 ihre „Erlebnisse“ an der Reichsautobahn veröffentlicht haben, diese detailreich wiedergegeben werden.

Bei der Beschreibung der mit dem Autobahnbau beauftragten Firmen – der Autor nennt sie „Firmen, die von der Zwangsarbeit profitierten“ – wird nur die Geschichte der größeren (STRABAG, Christian Krutwig, Holzmann AG) in einigen wenigen Sätzen erwähnt. Die zahlreichen „kleinen“ Firmen, die wohl aus der Region stammten, werden nur aufgelistet. In einer Regionalstudie wäre eine Analyse dieser Firmen von Interesse gewesen, würde sie doch wohl zeigen können, wie auch die lokale und regionale Bauwirtschaft vom Bau der Reichsautobahnen profitiert hat.

Wenig Interesse zeigt der Autor auch an den übrigen „Tätern“, die in den Lagern und auf Bauabschnitten die Zwangsarbeiter beaufsichtigten und zum Teil auch drangsalierten. Zwar werden einige Namen von Lagerleitern genannt, mehrmals wird auch das Landeschützenbataillon 777 erwähnt, aber eine Darstellung und Charakterisierung dieser Täter der untersten Ebene erfolgt nicht. Als Ausnahme muss die biografische Auflistung der Lagerkommandanten von Hinzert und Wittlich und eines Kapos auf den Seiten 138–139 gelten.

Der zweite Teil der Darstellung (S. 203–316), der Luxemburg gezielt ins Blickfeld nimmt, beginnt mit einem Überblick über die deutsche Besatzungspolitik von Gauleiter Gustav Simon. Im Allgemeinen fällt auf, dass, wie schon im ersten Teil, nicht die Deutschen als Besatzer, sondern die Nationalsozialisten als die Handelnden bezeichnet werden („Beim Einmarsch der Nationalsozialisten im Mai 1940“ S. 281). Könnte man dieser Unterscheidung für das „Deutsche Reich“ noch zustimmen, so verwischt sich diese jedoch bei der Besatzungspolitik in Luxemburg. Waren etwa alle Deutschen, die in Luxemburg als Mitarbeiter der Besatzungsmacht tätig wurden, überzeugte Nationalsozialisten? Waren letztendlich nur die Nationalsozialisten Täter? Setzten nur Gauleiter Simon und seine engsten Mitarbeiter die Zwangsarbeit als Unterdrückungsmittel ein? Immerhin wurden nur etwa 60 Einwohner aus Luxemburg zur Zwangsarbeit an der „Reichsautobahn“ verpflichtet; wobei die dem Gauleiter besonders verhassten „Intellektuellen“ durch harte Arbeit gedemütigt werden sollten. Den 54 jüdischen Zwangsarbeitern aus Luxemburg, die im September und Oktober 1941 ins Lager Greimerath deportiert wurden, werden auf 40 Seiten detailreiche Biografien gewidmet, die nicht nur das Schicksal dieser Zwangsarbeiter selbst, sondern oftmals das der ganzen Familien beschreiben. Dabei wandelt sich die „Regionalstudie zur Zwangsarbeit“ in eine Teilstudie zur antisemitischen Politik der Deutschen in Luxemburg.

Die ganze Studie leidet aber auch unter zahlreichen Fehlern, wie z.B. der überraschenden Bezeichnung einiger „Umsiedlungslager“ (Nestomitz, Schreckenstein, Oberkratzau) als „Zwangsarbeiterlager“ (S. 222). Dass Emile Trausch Jude war, ist zu bezweifeln. Leider werden die „Holocaust-Datenbanken“, in denen er als Jude aufgelistet sein soll, nicht genannt. Die in Luxemburg erstellte Datenbank „Popjuive 1939–1945“ verzeichnet ihn nicht. Eine „Volkszählung am 18. August 1940“ (S. 294) hat es nicht gegeben, wohl aber gibt es für die Stadt Luxemburg eine von der Polizei aufgestellte Liste der dort wohnhaften Juden. Diese Liste befindet sich im Nationalarchiv in Luxemburg. Sieht man sich die Quellen an, die in den

Fußnoten angegeben werden, so sind zwar die Akten der Fremdenpolizei im Nationalarchiv in Luxemburg ausgewertet worden, vielfach wird auch auf „Holocaust-Datenbanken“ (US-Holocaust Memorial Museum, Yad Vashem und [www.genami.org](http://www.genami.org)) verwiesen, deren Angaben aber leider nicht immer zuverlässig sind. Auch hier wäre eine kritische Hinterfragung und Überprüfung an den Primärquellen sinnvoll gewesen. Tettange und Mühlendorf sind z. B. Ortsnamen, die es so in Luxemburg nicht gibt. Die Shoa in Luxemburg als „Exodus“ zu bezeichnen (S. 247) ist eine wohl ungewollte, aber dennoch nicht annehmbare Verharmlosung der Vertreibung und Ermordung der Juden aus Luxemburg. Die im Oktober 1941 erfolgte erste Deportation von Juden ins Ghetto Litzmannstadt ist nicht auf die „extrem jüdenfeindliche Politik von Gauleiter Simon zurückzuführen“ (Anm. 744), sondern als Teil der im Deutschen Reich erfolgten Deportationen anzusehen. Für die SS galt Luxemburg als Teil des Deutschen Reiches und wurde entsprechend behandelt. In den besetzten Gebieten Westeuropas (Niederlande, Belgien und Frankreich) hatte die Wehrmacht das Sagen, und die Deportationen der Juden liefen hier erst 1942 an. Der Autor übernimmt auch aus der Sekundärliteratur einige Fehler, die hier nicht aufgeführt werden können. Der gute Wille, den Opfern gerecht zu werden, reicht nicht aus, um „Geschichte“ zu schreiben. Es bleibt, dass eine kritische Gesamtdarstellung der Shoa in Luxemburg mehr als überfällig ist.

Zurückkommend auf das eigentliche Thema der Studie, Zwangsarbeit, wird auf 30 Seiten und auf Grundlage von Ego-Dokumenten und Interviews das Schicksal von nicht jüdischen Zwangsarbeitern dargestellt (Studenten wie Georges Arendt und Jules Kutter, dienstenthobene Beamten und zwangsentlassene Juristen wie Lambert Schaus und François Goerens). Leider werden diese Ego-Dokumente kritiklos übernommen, und man darf sich fragen, ob das Bild, das so gezeichnet wird, der Wirklichkeit entspricht. Auffallend ist, dass diejenigen Luxemburger, die nicht in Lagern leben mussten, sondern in Gasthöfen oder privat ein Zimmer gemietet hatten, kaum erwähnt werden (Robert Als). Nicht alle Beamten und Freiberufler, die dienstenthoben wurden (etwa 640), wurden zur Reichsautobahn „dienstverpflichtet“, viele landeten z.B. auf untergeordneten Posten in den Landratsämtern der Eifel.

Eine weitere Quelle, deren Existenz allein schon Fragen aufwirft, nämlich die doch zahlreichen Fotos von Luxemburgern im Arbeitseinsatz auf der Autobahn, wird nicht analysiert. Fotos illustrieren, lockern den Text auf, zeigen aber doch auch, dass die Arbeits- und Lebensbedingungen der Zwangsarbeiter ganz unterschiedlich waren, wobei die Luxemburger nicht zu denen gehörten, denen es dort am schlechtesten erging.

Im letzten Kapitel (S. 316–319) geht der Autor kurz auf die Entschädigungen ein, die durch das deutsche Stiftungsgesetz aus dem Jahre 2000 möglich wurden. Eine kurze, aber sehr kritische Bewertung dieses Gesetzes schließt die Darstellung ab. Dass hier das Beispiel Luxemburg als besonders beschämend genannt wird („Von den etwa 1300 Personen, die einen Antrag gestellt hatten, erhielten 149 Personen ... eine Zahlung.“ [S. 320]), zeigt, dass der Autor die Hintergründe nicht kennt. Wenn 1300 Personen mit Wohnsitz in Luxemburg einen Antrag stellten, ist dies das Ergebnis der festen Überzeugung vieler zum RAD und zur Wehrmacht eingezogener Zwangsrekrutierter, dass sie berechtigt seien, eine Entschädigung zu

erhalten. Die Einziehung zum Reichsarbeitsdienst fiel aber nach deutschem Recht nicht unter die Definition der Zwangsarbeit. Dementsprechend wurde der Großteil der Anträge abgelehnt.

Letztlich muss anerkannt werden, dass diese Studie ein Thema angeht, das irgendwie tabuisiert worden war. Unsere direkten Nachbarn in der Eifel und im Hunsrück haben bisher wenig Wert auf die Aufarbeitung des Zweiten Weltkriegs in der Region gelegt. Mit dieser Studie ist ein Anfang gemacht, und man kann nur hoffen, dass die Neugierde nun geweckt ist. Das Buch hat auch seinen Wert für Luxemburger Leser, da die Zwangsarbeiter an der Autobahn und in den deutschen Verwaltungen bisher kaum interessiert haben.

**Paul Dostert**

**Denis SCUTO, Chroniques sur l'an 40 : Les autorités luxembourgeoises et le sort des juifs persécutés, Luxembourg : Fondation Robert Krieps 2016, 197 p. ; ISBN 978-2-919908-10-3 ; 30 €.**

**Steve KAYSER, Le Luxembourg, d'une guerre à l'autre : L'indépendance du Grand-Duché dans la tourmente (1914–1945), Luxembourg : Imprimerie Centrale 2016, 176 p. ; ISBN 978-2-87978-191-4 ; 32 €.**

Wissenschaftler, die nicht nur in Fachpublikationen veröffentlichen, sondern sich in gesellschaftliche Debatten einmischen und Forschungsergebnisse einer breiten Öffentlichkeit präsentieren wollen, benötigen für diese Art des Engagements nicht nur angesichts des Drucks, der aus der stetig zunehmenden Bedeutung bibliometrischer Kriterien für die akademische Karriere resultiert, ein gehöriges Maß an Leidenschaft und Entschlossenheit. Das gilt gerade auch für Historiker, wenn sie mit ihren Erkenntnissen gängige Erzählungen in Frage stellen und damit nicht selten die Basis kollektiver Identitätskonstruktionen „bedrohen“. Der vehemente Widerstand, der Geschichtswissenschaftlern bisweilen entgegenschlägt, wenn sie gesellschaftliche Verdrängungsprozesse bewusst machen wollen, ist jenem nicht unähnlich, den der Psychoanalytiker in der klinischen Praxis seitens des Patienten erfährt, wenn er gemeinsam mit diesem verdrängte Anteile von dessen Selbst-Werdung ins Bewusstsein zu rücken sucht.

In ihren kürzlich vorgelegten Anthologien sehen zwei Luxemburger Historiker die darin versammelten Interventionen erklärtermaßen dem Anspruch verpflichtet, über das gesellschaftlich Unbewusste aufzuklären, um zu einer gelingenden Zukunft beizutragen. Zum einen handelt es sich dabei um *Le Luxembourg, d'une guerre à l'autre – L'indépendance du Grand-Duché dans la tourmente (1914–1945)* von Steve Kayser, zum anderen um *Chroniques sur l'an 40 – Les autorités luxembourgeoises et le sort des juifs persécutés* von Denis Scuto; beide Bände sind 2016 erschienen und auf die nationalsozialistische Besatzung Luxemburgs und deren Nachwirkungen konzentriert.

Scutos *Chroniques* beinhalten 19 Beiträge, die – bis auf einen – in französischer Sprache verfasst und in der Zeit von März 2013 bis Februar 2016 in der Luxemburger Tageszeitung *Tageblatt* erschienen sind. Inhaltlich gruppieren sich die Artikel um die personelle wie strukturelle Mitverantwortung der Luxemburger Behörden an der Verfolgung und Ermordung der Luxemburger Juden sowie jener Juden, die



vor dem deutschen Nationalsozialismus ins Großherzogtum geflohen waren. Scutos Texte ergänzen in verschiedener Hinsicht den vom Historiker Vincent Artuso im Februar 2015 vorgelegten Bericht zur Kollaboration der Verwaltungskommission und anderer Luxemburger Behörden mit der deutschen Zivilverwaltung.

Herzstück des Buches sind die ersten beiden, je knapp 20 Seiten umfassenden Texte, von denen sich einer mit der Entstehungsgeschichte einer Namensliste von 480 „Juden polnischer Herkunft“ befasst, die der Zivilverwaltung im November 1940 seitens der luxemburgischen Behörden vorgelegt worden war. Scuto zeigt auf, mit welchem Eifer sich verschiedene Luxemburger Akteure an der nationalsozialistischen Judenverfolgung beteiligt hatten. Dies wird bereits dadurch ersichtlich, dass die deutschen Besatzer lediglich um eine numerische Statistik „polnischer Juden“ in Luxemburg gebeten hatten, nicht jedoch um deren namentliche Erfassung. An konkreten Beispielen arbeitet Denis Scuto im zweiten Text unter anderem heraus, dass es auch über das Ende der Besatzung hinaus eine personelle Kontinuität gab, die nicht zuletzt möglich geworden war, weil in der Nachkriegspolitik alles daran gesetzt wurde, „nicht eine Meinung aufkommen zu lassen, als ob nicht das ganze Volk Widerstand geleistet hätte“, wie ein namhafter Luxemburger Politiker es 1945 formulierte. Diese vielfach geteilte Haltung erlaubte es einstigen Kollaborateuren aus den Reihen der Verwaltung nach dem Krieg nicht nur, ihre Karrieren weitgehend ungestört fortzusetzen, sondern sich als „résistants de la ruse“ zu inszenieren und sich auf diese Weise in die nationale Résistance-Erzählung einzugemeinden.

Denis Scutos Intention, den in der Nachkriegszeit verfestigten luxemburgischen Gründungsmythos, wonach das Land während des Zweiten Weltkriegs als „Nation im Widerstand“ zusammengeschweißt worden sei, zu destruieren, zieht sich wie ein roter Faden durch das Buch. Er erinnert daran, dass es vor nicht allzu langer Zeit auch unter Luxemburger Historikern noch Usus war, diesen Mythos nach Kräften zu bedienen und etwa in dieser Zeitschrift ein Artikel Scutos zum Thema noch im Jahre 2006 zwar abgedruckt wurde, jedoch nicht ohne dass sich der damalige Verlagsleiter davon distanzierte.

Der notwendig fragmentarische Charakter, den die Zusammenstellung der meist kurzen Artikel aufweist, führt bei fortschreitender Lektüre zu inhaltlichen Redundanzen, die der Auseinandersetzung mit dem Thema jedoch keinen Abbruch tun. Manche Beiträge sind als Interventionen in die bei ihrer erstmaligen Veröffentlichung noch anhaltenden öffentlichen Debatten entstanden; sie sind daher mit einem inhaltlich auf diese Debatten bezogenen „Zeitkern“ versehen, um es mit einem Wort des Philosophen Walter Benjamin zu sagen, dessen Geschichtsauffassung Scuto sich erkennbar verpflichtet fühlt. Allesamt lassen sie sich als engagierte Beiträge zu einer „Kritik im Handgemenge“ (Karl Marx) lesen und leisten sich entsprechend bisweilen auch einen eher polemischen Ton.

Der Band *Le Luxembourg, d'une guerre à l'autre* enthält hauptsächlich Redebeiträge, aber auch Zeitungsartikel sowie Begleittexte zu Ausstellungen, die der Historiker Steve Kayser in den Jahren 2010 bis 2015 gehalten beziehungsweise geschrieben hat. Zwar gehört dazu auch ein Text zu Luxemburg im Ersten Weltkrieg, doch liegt der Schwerpunkt bei diesem Buch ebenfalls auf der Zeit der deutschen Besatzung im Zweiten Weltkrieg und deren langfristigen gesellschaftlichen Folgen für das

Großherzogtum. Allein drei Kapitel sind der historischen Rolle der Großherzogin Charlotte in dieser Zeit gewidmet; minutiös lässt Kayser die Tage der Befreiung Luxemburgs und die Rückkehr der großherzoglichen Familie Revue passieren. Unter Verwendung von Zeitzeugenberichten verdeutlicht er das Leid und teils auch die innere Zerrissenheit, mit der die Menschen der damaligen Zeit konfrontiert waren; etwa die heimkehrenden Zwangsrekrutierten, die Reserviertheit und Ablehnung ihnen gegenüber ganz genau spürten. Dass Steve Kayser auch die individuelle Dimension vergangener Ereignisse zur Sprache bringt, ist eine Stärke des Buches.

Selten verlässt er dabei indes den Erzählstil; gegenüber Scutos Buch fällt das Reflektionsniveau, das Kayser in seiner Textsammlung präsentiert, einigermaßen deutlich ab. Das mag teils dem jeweiligen Anlass geschuldet sein, zu dem die in Französisch, Englisch und Luxemburgisch gehaltenen Vorträge und Texte produziert worden sind. Deren sprachlicher Duktus ist publikumsorientiert, bisweilen auch nicht frei von Pathos und dem Appell an ein imaginiertes „wir“. Die Mythen hinterfragende Herangehensweise, die Kayser stellenweise für sich in Anspruch nimmt, bleibt er damit leider weitgehend schuldig; statt eine vertiefte geschichtskritische Auseinandersetzung zu führen, wird Geschichte, mit kritischen Zwischentönen versehen, lebendig und einfühlsam „erzählt“, wobei der Autor durchaus auch zu fesseln weiß. Auch Kaysers Texte weisen einen „Zeitkern“ auf, der in diesem Falle allzu eng mit dem jeweiligen Anlass ihrer Produktion verbunden ist; für eine kritische Auseinandersetzung mit der luxemburgischen und europäischen Geschichte erscheinen sie dem Rezensenten daher wenig relevant.

Scutos Textsammlung bleibt, auch wenn manche der von ihm diskutierten Sachverhalte durch die öffentlichen Diskussionen um den Bericht Vincent Artusos mittlerweile einem breiteren Publikum bekannt geworden sind, ein informatives und anregendes Lesebuch. Dessen besonderes Verdienst ist das Insistieren darauf, dass der fortwährende Mythos, wonach die nationale Identität Luxemburgs durch die während des Zweiten Weltkriegs gebrachten Opfer zu sich selbst gekommen sei, notwendig antijüdisch ist, insofern er das Leid der Juden in Luxemburg und die Mitverantwortung nicht-jüdischer Luxemburger daran verleugnen und verschweigen muss. So wird die Vorstellung der Luxemburger Identität um den Preis des Ausschlusses der Juden erkaufte. Diesen verdrängten Zusammenhang ruft Scuto ins Bewusstsein – und klärt so über gesellschaftlich Unbewusstes auf.

**Thorsten Fuchshuber**

**Frédéric STROH, Peter M. QUADFLIEG (éd.), *Incorporation de force dans les territoires annexés par le III<sup>e</sup> Reich / Die Zwangsrekrutierung in den vom Dritten Reich annektierten Gebieten 1939–1945* (Collection „Les mondes germaniques“), Strasbourg: Presses universitaires de Strasbourg, 2016; 228 p., ISBN 978-2-86820-536-0; 24 €.**

Die Zwangsrekrutierung junger Luxemburgerinnen und Luxemburger für die Deutsche Wehrmacht, für Reichsarbeitsdienst und sonstige Kriegshilfsdienste spielte seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs in Politik und Erinnerungskultur Luxemburgs immer wieder eine herausragende Rolle. Frédéric Stroh und Peter M. Quadflieg haben nun einen Sammelband vorgelegt, der diese besondere Form der

Rekrutierung in allen betroffenen Gebieten untersucht: Luxemburg, Frankreich, Belgien, Slowenien und Polen. Das Besondere an diesem Buch ist zunächst also, dass es sich nicht nur in einem bislang unzureichend erforschten Bereich bewegt, sondern auch eine europäische Perspektive einnimmt.

Im überwiegend deutschsprachigen Ostbelgien wurden knapp 9.000 Männer der Wehrpflicht unterworfen, in Luxemburg etwa 11.000 und in Frankreich etwa 150.000. Der zahlenmäßig größte Teil der Betroffenen findet sich allerdings im östlichen Mitteleuropa: annähernd 40.000 Slowenen – darunter allerdings auch Freiwillige – und etwa 500.000 Polen. Hinzu kamen die Menschen, die für Arbeits- und Hilfsdienste verpflichtet wurden, darunter auch viele Tausende junger Frauen. Letztere wurden in dem vorliegenden Buch allerdings weitgehend ausgeklammert, weil sie in derzeit noch laufenden Doktorarbeiten behandelt werden. Grundlage dieses Bandes ist eine internationale Tagung, die Frédéric Stroh im Oktober 2012 für die Universität Straßburg organisierte. Sie fand in Straßburg und in der Gedenkstätte Schirmeck statt. Anlass war der 70. Jahrestag des Beginns der Zwangsrekrutierungen.

Das vorliegende Buch umfasst 12 Aufsätze in französischer oder deutscher Sprache. Der erste Teil behandelt die Durchsetzung der Wehrpflicht in den von Deutschland formal oder *de facto* annektierten Gebieten. Der zweite Teil ist den Erinnerungskulturen um die Zwangsrekrutierung gewidmet. Ein Anhang bietet sehr hilfreiche Kartenskizzen der untersuchten Regionen, einen Personen-Index und knappe Informationen über die Autorinnen und Autoren des Bandes. Er ist vorbildlich gestaltet. Beiträge etablierter Hochschullehrer, wie Jean-Noël Grandhomme (Universität Nancy), Damijan Gustin (Universität Lubliana) und Ryszard Kaczmarek (Universität Kattowitz), stehen neben Artikeln jüngerer Forscherinnen und Forscher, wie Christoph Brüll (Universität Lüttich), Eva Maria Klos (Universitäten Luxemburg und Trier) und Frédéric Stroh. Die Interdisziplinarität des Bandes wird durch die Beteiligung erfahrener Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von Gedenkstätten und Museen erreicht, wie Norbert Haase (Berater der sächsischen Landesregierung), Monika Kokalj Kocevar (Museum für Zeitgeschichte in Ljubljana), Sebastian Rosenbaum (Institut für Nationale Erinnerung in Kattowitz). Hinzu kommen Mitarbeiter wichtiger Archive – Miroslaw Wecki (Staatsarchiv und Universität Kattowitz) und Peter M. Quadflieg (Staatsarchiv Brüssel).

In seiner Einführung verweist Frédéric Stroh zunächst auf jüngere öffentliche Gedenkveranstaltungen zur Zwangsrekrutierung und auf die Forschungskontexte des vorliegenden Bandes. Er definiert Gegenstand und Untersuchungsfeld des Buchs und skizziert die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Geschichte der Zwangsrekrutierung in den fünf Untersuchungsregionen. Darüber hinaus entwickelt er Perspektiven einer Erinnerungskultur der Zwangsrekrutierung, die auch die erzwungenen Rekrutierungen für die Streitkräfte Italiens und Ungarns im Zweiten Weltkrieg umfasst.

Ähnlichkeiten gibt es viele. So wurden die betroffenen Gebiete 1939 bis 1941 von der Wehrmacht besetzt und kurz danach formell oder informell in das deutsche Staatsgebiet eingegliedert. Im Westen und in Slowenien wurden so genannte „Zivilverwaltungsgebiete“ gebildet, die von den jeweiligen „Gauleitern“ der NS-DAP und ihrem Apparat beherrscht wurden. Gemeinsam ist allen Betroffenen,

dass sie nicht nur Opfer eines Verstoßes gegen das Völkerrecht waren – insbesondere gegen die Haager Landkriegsordnung von 1907 –, sondern auf der Grundlage eines spezifisch nationalsozialistischen Verständnisses von „Nation“ – der völkisch-rassistisch definierten „deutschen Volksgemeinschaft“ – zur Wehrmacht rekrutiert wurden. In diesem Sinne waren sie auch Opfer des Nationalsozialismus. Viele von ihnen leisteten vergleichsweise unauffällig ihren Dienst in den deutschen Streitkräften. Insbesondere an der Front war dies überlebensnotwendig. Ihre Anteile an Toten und Vermissten waren etwa so hoch wie jene aller Wehrmachtssoldaten.

Aber es gibt auch bemerkenswerte Unterschiede zwischen den verschiedenen Regionen und Gruppen, die der Zwangsrekrutierung unterworfen wurden: In Ostbelgien (Peter Quadflieg, Frédéric Stroh) waren die Zwangsrekrutierten in völlig unterschiedlichen Situationen: Jene, die hier zur Wehrmacht eingezogen wurden, blieben völlig unauffällig. Und es gab kaum Widerstand gegen die Rekrutierung. Ausnahme waren diejenigen, die aus den so genannten „zehn Gemeinden“ stammten. Dort wurde zwar deutscher Dialekt gesprochen, doch hatten sie nie zum Deutschen Reich gehört. Hier entzogen sich viele der Einberufung, andere desertierten oder kämpften im Widerstand. Ähnlich, wenn auch nicht ganz so ausgeprägt, war das Verhalten vieler Luxemburger und zahlreicher Franzosen aus Lothringen und dem Elsass. Quadflieg kann zeigen, dass die Wehrmachtssoldaten, die aus diesen Regionen stammten, häufig durch disziplinarische Vergehen auffielen, die zum Teil durchaus als Formen von Widerstand gedeutet werden können. Auch hier entzogen sich viele der Einberufung und wurden Kriegsdienstverweigerer, oder sie schlossen sich dem Widerstand an.

Die Beiträge polnischer (Ryszard Kaczmarek, Mirosław Wecki) und slowenischer (Damijan Gustin) Autoren wiederum zeigen, dass die Situation im Osten des „Dritten Reiches“ noch komplexer war als im Westen. Hier wurden nicht nur deutschsprachige Einwohner der Wehrpflicht unterworfen, sondern auch Menschen, die auf einer „Liste deutschen Volkstums“ aufgeführt wurden, die kaum oder überhaupt nicht Deutsch sprachen: Sie wurden zu „Deutschen auf Probe“ gemacht, um die zunehmenden Mannschaftslücken der Wehrmacht aufzufüllen. Ihr Anteil an den in Polen zwangsrekrutierten Menschen war erheblich. Im annektierten Slowenien verfolgte das NS-Regime ähnliche Ziele. Doch setzte die Zwangsrekrutierung hier vergleichsweise spät ein und verlief in Konkurrenz mit dem enormen Zulauf, den die Partisanenverbände des slowenischen Widerstands hatten. In beiden Untersuchungsregionen sind auch viele Fälle zu beobachten, in denen gefangen genommene oder desertierte Zwangsrekrutierte auf Seiten der Alliierten weiterkämpften.

Ähnlich komplex und unterschiedlich wie die Zwangsrekrutierung selbst ist der Umgang mit diesem Phänomen im privaten und öffentlichen Erinnern sowie in der historischen Forschung. Dies stellt der zweite Teil des Bandes vor. Im Westen organisierten die Zwangsrekrutierten eigene Verbände, die phasenweise auch zusammenarbeiteten. In Frankreich (Jean-Noël Grandhomme), vor allem aber in Luxemburg (Eva Maria Klos) war ihr Kampf um Anerkennung als NS-Opfer durch die eigenen Regierungen letztlich erfolgreich. In Frankreich spielte die Konkurrenz zwischen nationalem und regionalem Gedenken lange eine wichtige Rolle. In

Luxemburg dagegen wurde die Zwangsrekrutierung fester Bestandteil der öffentlichen Erinnerungskultur und nationaler Gedenkfeiern. In beiden Ländern kam es zudem zu einer „Konkurrenz der Opfergruppen“, die vor allem zwischen Zwangsrekrutierten und Angehörigen des Widerstands ausgetragen wurde (Frédéric Stroh, Jean-Noël Grandhomme, Eva Maria Klos).

In Ostbelgien (Christoph Brüll) wurden die Zwangsrekrutierten dagegen lange diskriminiert. Ihre Organisationen bemühten sich hauptsächlich um ihre Gleichstellung mit anderen belgischen Kriegsoffizieren. Erst mit großer Verzögerung wurde das Erinnern an die ostbelgischen Soldaten der Wehrmacht Gegenstand von Publikationen Betroffener und schließlich auch der historischen Forschung. Auch in Polen (Sebastian Rosenbaum) und Slowenien (Monika Kokalj Kocevar) wurden die ehemaligen Zwangsrekrutierten vielfach diskriminiert, blieb öffentliches Erinnern lange aus. Erst nach dem Ende der kommunistischen Regime wurde dieses Thema Gegenstand wissenschaftlicher Reflexion. In Deutschland (Norbert Haase, Frédéric Stroh) wurde das Thema lange völlig ignoriert. Bis heute verweigert die deutsche Bundesregierung den Zwangsrekrutierten die Anerkennung als Opfer des Nationalsozialismus, wie es von den Verbänden der Zwangsrekrutierten in Frankreich, Belgien und Luxemburg gefordert wurde. Auch in Deutschland wandte sich die historische Forschung erst in den 1990er Jahren diesem Thema zu. Wegweisend wurde hier insbesondere die Gedenkstättenarbeit in Sachsen.

Der vorliegende Band präsentiert somit grundlegende Erträge der historischen Erforschung und anderer Formen der Erinnerungskultur über die Zwangsrekrutierung. Sein historisch-vergleichender Zugang vermittelt ein tieferes Verständnis dieses Phänomens. Und ihm gelingt ein wegweisender Beitrag zu einer gemeinsamen europäischen Erinnerungskultur des Zweiten Weltkriegs und seiner Folgen.

**Norbert Franz**

**Encore ces chers voisins. Le Benelux, l'Allemagne et la France aux XIX<sup>e</sup> et XX<sup>e</sup> siècles, édité par Michel DUMOULIN, Jürgen ELVERT et Sylvain SCHIRMANN (Studien zur Geschichte der Europäischen Integration, 7), Stuttgart : Franz Steiner Verlag, 2014 ; 256 p., ISBN 978-3-515-10931-4 ; 46 €.**

Ce volume constitue le dernier d'une série publiée par un groupe d'historiens belges, luxembourgeois, néerlandais, allemands et français fédérés sous la dénomination « Ces Chers Voisins ». Depuis 2007, plusieurs colloques ont déjà eu lieu à Strasbourg, Louvain-La-Neuve, Bruxelles, puis Cologne.

Le présent volume rassemble la plupart des communications de la conférence organisée à Cologne les 19 et 21 novembre 2008, dont la publication a donc été différée de huit ans. Un conférencier, le prof Jörg Engelbrecht, est par ailleurs décédé avant de pouvoir livrer la version définitive de sa communication relative au territoire neutre de Moresnet.

Il est d'autant plus malheureux qu'après un si long laps de temps, le livre final, qui se révèle inégal, comporte par exemple dans l'introduction en français de Jürgen Elvert, traduite de l'allemand, de nombreuses coquilles rendant la lecture de certaines phrases incompréhensible ou pénible. Elle porte sur le positionnement

respectif des pays du Benelux entre l'Allemagne et la France au cours des XIX<sup>e</sup> et XX<sup>e</sup> siècles. D'emblée, à la première ligne de l'introduction, il est noté à propos de l'Europe que « du point de vue économique et sociohistorique un lacis [sic] étroit de relations » s'y est développé depuis le Moyen Âge (page 18). Plusieurs paragraphes des pages 24 et 25, mal traduits, n'ont aucun sens en français.

En introduction, M. Dumoulin livre quelques réflexions sur la perception de l'autre entre Meuse et Rhin à l'époque contemporaine, en prenant des exemples tirés des liaisons ferroviaires, du football, des transferts culturels, ou de la formation des ingénieurs. Il soulève la question de la déformation des perceptions dans les opinions publiques des pays du Benelux, d'Allemagne et de France dans les échanges, mais sans vraiment donner de réponse argumentée approfondie.

Dans la foulée de sa thèse de doctorat publiée depuis lors, Geneviève Duchenne décrit l'évolution de l'idée européenne au sein des élites intellectuelles belges de l'entre-deux-guerres. Partant de l'improbable définition de l'intellectuel, elle offre un bref tour d'horizon des principaux acteurs et courants prônant à la fois l'idée des Etats-Unis d'Europe, de l'union douanière de la Belgique avec la France, ou avec le Luxembourg et les Pays-Bas, dans la foulée des désillusions provoquées par la victoire de 1918, mêlant conscience du déclin européen et doutes quant à l'idée du progrès illimité des sciences et techniques héritée du XIX<sup>e</sup> siècle. La contribution de G. Verbeeck, qui ne comporte aucune note infrapaginale, mais bien une bibliographie finale à caractère historiographique, synthétise en allemand l'impact considérable de l'héritage des deux guerres mondiales sur le système politique actuel de la Belgique ainsi que sur son évolution culturelle. Ces conflits sont à l'origine de la transformation progressive de l'Etat belge unitaire en un Etat fédéral en constante mutation.

Dans le domaine culturel et littéraire, Ph. Beck traite de l'annexion belge des cantons allemands d'Eupen-Malmédy en 1920 et de leur réannexion en 1940 par le III<sup>e</sup> Reich au travers des positions prises par deux écrivains de la même génération, Josef Ponten (1883–1940) et Peter Schmitz (1887–1938), à propos du nationalisme. H. Roland démontre la forte influence des images de l'Allemagne sur les transferts de savoirs et d'idées en Belgique, brutalement transformés par l'invasion de 1914. Malgré cette rupture, il note la persistance de l'influence allemande dans l'entre-deux-guerres au sein de nouvelles générations artistiques et littéraires belges. G. Warland complète l'analyse des représentations de l'Allemagne en Belgique et en France au début du XX<sup>e</sup> siècle en prenant l'exemple de quelques historiens belges, français et néerlandais (en particulier Henri Pirenne, Ernest Lavisse et P.J. Blok) au carrefour des traditions germaniques et romanes, très marqués par le choc de 1914.

W. Loth adopte le point de vue ouest-allemand dans sa description de l'influence diplomatique d'une série d'hommes d'Etat des pays du Benelux (J.W. Beyen, P.-H. Spaak, L. Tindemans, G. Verhofstadt, J.-C. Juncker) en tant que médiateur entre Allemagne et France dans la construction européenne d'après-guerre. Il indique cependant que l'Allemagne a accordé constamment la priorité aux relations bilatérales avec la France, tout en étant bien consciente de la nécessité de l'appui du Benelux. De son côté, M.-Th. Bitsch survole de manière très synthétique le point de vue de la diplomatie française, montrant que la France recherche l'appui du



Benelux depuis 1950 afin de ne pas se retrouver seule face à Bonn dans les communautés européennes successives (CECA, CEE, Union européenne). Elle indique cependant les réserves françaises à l'égard des Pays-Bas, dont la diplomatie est jugée trop atlantiste et trop favorable au Royaume-Uni. L'on y perçoit l'amertume française quant au rôle joué par le ministre Luns dans l'échec du Plan Fouchet.

Ch. Barthel présente l'argumentaire déjà développé dans sa thèse de doctorat sur la diplomatie privée élaborée au cours des années 1920 par Emile Mayrisch, directeur général de l'ARBED, qui cherche surtout à éviter les répercussions douanières sur les échanges intragroupe de ses filiales installées en Allemagne et en France, au moyen d'un « accord privé » préalable et très favorable, sur les contrats de fourniture allemands, permettant au Luxembourg d'obtenir une place de choix dans les négociations économiques franco-allemandes. Dans le même ordre d'idée, J.F. Eck aborde l'interdépendance économique et financière croissante entre le Nord-Pas-de-Calais, la Wallonie et la Rhénanie au cours des XIX<sup>e</sup> et XX<sup>e</sup> siècles selon un angle plus global : l'internationalisation des entreprises et des échanges.

Analyse plus économique, B. Wassenberg revient sur le bilan positif des projets transfrontaliers des programmes Interreg successifs, entre 1989 et 2008, associant les régions allemandes, françaises et suisses du Rhin supérieur. C. Gengler, pour sa part, souligne que le travail transfrontalier constitue, au cours des années 2000, le ciment économique de la « Grande Région » réunissant le Grand-Duché du Luxembourg, la Wallonie, la Rhénanie-Palatinat, la Sarre et la Lorraine. Enfin, J. Beck analyse l'impact de la coopération transfrontalière sur la culture administrative. Ces trois derniers auteurs n'abordent pas leur sujet selon la méthode historique.

Des textes de S. Schirmann et F. Berger figurent également dans le corpus. Très courts et publiés sans aucune référence bibliographique, il s'agit probablement du résumé de leur communication orale respective au colloque initial. L'éditeur aurait pu se dispenser de les publier, car ils n'apportent rien à la structure de l'ouvrage.

L'ouvrage, qui n'a pas de conclusion générale, se termine par une étude comparative de A. Betz sur la perception allemande et belge de la collaboration pendant la Seconde Guerre mondiale.

Au total, ces actes de colloque apparaissent de valeur très inégale, les contributions apparaissent très hétéroclites en termes de longueur, d'heuristique, d'approche analytique. Sa publication tardive est sans doute liée à la difficulté de certains auteurs à finaliser leurs textes. Les traductions de l'allemand vers le français de l'introduction et des résumés comptent de nombreuses coquilles ou erreurs d'interprétation. Au niveau géographique, la Belgique y est privilégiée, tandis que les Pays-Bas et surtout le Grand-Duché sont peu abordés dans leurs rapports avec la France et l'Allemagne.

**Thierry Grosbois** (Morialmé)

**Eva JULLIEN and Michel PAULY (ed.), *Craftsmen and Guilds in the Medieval and Early Modern Periods* (VSWG-Beiheft 235), Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2016, 316 S.; ISBN 978-3-515-11235-2; 54 €.**

Der von Eva Jullien und Michel Pauly herausgegebene Band präsentiert Ergebnisse einer internationalen Tagung der Universität Luxemburg (vom September 2013). Das Ziel war, den internationalen generationenübergreifenden Wissenschaftsdialog zu fördern und einen querschnittartigen Überblick über die aktuelle Forschungslandschaft zu geben (S. 10). Das Themenspektrum war deshalb breit angelegt. Es sollte in geographischer und methodischer Hinsicht die Vielfalt der aktuellen Forschungsansätze widerspiegeln und Mittelalter und Frühe Neuzeit zusammenführen.

Auf die kurze Einleitung von E. Jullien folgen vierzehn Artikel, ein Anhang mit Graphiken und Abbildungen und ein Orts- und Personenregister. E. Jullien präsentiert die Zielsetzung der Herausgeber, charakterisiert einige Forschungstendenzen und stellt Themenkomplexe und Einzelaufsätze vor. Auf eine allgemein gehaltene Überblicksdarstellung von Rudolf Holbach folgen drei Themenblöcke. Am Anfang steht die Frage von „Zunft und Öffentlichkeit“ mit Beiträgen von Arie van Steensel zum Vergleich politischer Teilhabe von Zünften in Florenz, Gent und London, von Tineke van Gassen zur sozialen Mobilität von Maurern und Zimmerleuten im spätmittelalterlichen Gent und von Ricardo Córdoba de la Llave zur Kontrolle von Handwerkern im spätmittelalterlichen Spanien. Es folgen Überlegungen zu weiblicher Handwerksarbeit und ihrem Verhältnis zu Zünften im Rouen des 14. und 15. Jh.s (François Rivière), zu Handlungsspielräumen von Kölner Zunfthandwerkerinnen in der Frühen Neuzeit (Muriel González Athenas), zu Handwerkerwitwen auf dem städtischen Arbeitsmarkt Nordeuropas (Maija Ojala) und zur „Zunftfamilie als Wirtschaftseinheit“ (Sabine von Heusinger). Der zuletzt genannte Aufsatz leitet bereits zum dritten Untersuchungsgegenstand, dem Zusammenspiel zwischen zünftigen und nichtzünftigen Gewerben und regionalen oder überregionalen Arbeitsmärkten, über. Er beschäftigt sich nämlich auch mit der Reaktion von Familien auf Konjunkturschwankungen, Nachfragewandel und Arbeitsmarktentwicklungen. Danica Brenner wendet sich Malerzünften in den deutschsprachigen Reichsteilen, besonders in Augsburg, zu. Der Inhalt dieses letzten Themenbereichs ist weitaus heterogener. Zunächst setzen sich Katalin Prajda und Knut Schulz mit einzelnen Berufsgruppen auseinander (K. Prajda zur Goldschmiedekunst in Florenz [1378–1433], ihrem Zusammenwirken mit der Seidenproduktion und Exportbeziehungen zu Ungarn; Knut Schulz zu Büchsenmeistern des Spätmittelalters und der Verbreitung technischen Fachwissens). Danach wenden sich drei Aufsätze arbeitsmarktbezogenen Fragestellungen im engeren Sinn zu: Reinhold Reith spürt anhand der Mainzer Punctuation mit ihrer Befragung von Handwerksmeistern und dem Fallbeispiel von Bamberg (1770/1771) „Lohnformen und Lohnbildung im Handwerk des 18. Jahrhunderts“ nach. Eleonora Canepari stellt Ergebnisse zu erwachsenen Lehrlingen und abhängiger Arbeit im Rom des 17. und frühen 18. Jh.s vor. Nicoletta Rolla zeigt für das Baugewerbe die Auswirkungen des Aufschwungs Turins als Hauptstadt und königliche Residenzstadt im 18. Jh. auf, der zu einem erheblichen wirtschaftlichen und demographischen Wachstum, zur Anlage neuer Stadtviertel, einem regelrechten Bauboom und zu ausgedehnten Migrationsphänomenen führte, aber auch zahlreiche Konflikte mit sich brachte.

Der Band enthält keine abschließende Gesamtbilanz. Diese Funktion wird jedoch von der als Synthese und methodischer Überblick angelegten Einführung von R. Holbach mitübernommen. Dort listet der Autor unterschiedliche theoretische Zugriffsweisen auf. Er geht zunächst auf Stichworte wie *governance* und *embedded economy* ein und setzt sich dann unter anderem mit der wirtschaftswissenschaftlichen Organisationstheorie, der verhaltenswissenschaftlichen Entscheidungstheorie, der Spieltheorie, kulturtheoretisch praxeologischen Ansätzen im Sinne Pierre Bourdieu, Soziotopographie, Zentralitätsgesichtspunkten und den Fragen nach Pfadabhängigkeit und Beharrungstendenzen der mittelalterlichen gewerblichen Wirtschaft auseinander. R. Holbach betont die in der jüngeren Forschung zu beobachtende Differenzierung, die dazu führe, dass man Zünfte als „multifunktionale, heterogene und damit konfliktanfällige, aber zugleich auch äußerst flexible Gebilde“ sehe, die „durchaus kein Hemmnis auf dem Weg zur modernen Marktwirtschaft darstellten“ (S.7). Vielmehr hätten Zünfte die Entstehung von Waren- und Arbeitsteilung und die Entwicklung technischer Innovationen sogar eher begünstigt.

Zwischen den einzelnen Beiträgen gibt es epochen- und länderübergreifend erfreulicherweise zahlreiche Querverbindungen, die eine zusammenhängende Lektüre besonders anregend machen: So spielen beispielsweise öffentliche Bauaufträge und deren Vergabe und soziale Mobilität sowohl bei T. van Gassen (im spätmittelalterlichen Gent) als auch bei N. Rolla (im frühneuzeitlichen Turin) eine wichtige Rolle. R. Córdoba de la Llave diskutiert Verfahren zur Abstellung von Missbrauch, die Streitschlichtungsfunktion von *prohomes / probi homines* und mögliche islamische Einflüsse auf die Entwicklung und Ausgestaltung von Handwerkskontrollinstanzen auf der Iberischen Halbinsel. Zu den interessantesten Artikeln gehört der auf neu erschlossenes Archivmaterial, darunter Prozesse vor dem Exchequer, gestützte, sorgfältig dokumentierte Aufsatz von F. Rivière, der feststellt, bei der Situation von Rouen habe es sich, selbst innerhalb der Normandie, um eine Ausnahme gehandelt. Rein weibliche Zünfte seien selten gewesen. In „gemischten“ Zünften hätten bei den Amtsträger- und Kontrollfunktionen dennoch oft Männer die wirklich entscheidenden Funktionen innegehabt. Für Köln, eine weitere Stadt, in der es ebenfalls weibliche Zünfte gab, kommt M. González Athenas zu einem positiveren Ergebnis: Sie stellt fest, es sei dort im 17. und 18. Jh. nicht zur Verdrängung von Frauen aus dem Handwerk gekommen. M. Ojalas Ausgangshypothese nach wurden geschlechtsbasierte Hierarchien und die stets behauptete männliche Dominanz bisher überschätzt. Sie stützt sich dabei auf vergleichendes Quellenmaterial aus den vier Ostseestädten Stockholm, Lübeck, Tallinn und Riga und analysiert normative Regelungen und praktische Fälle zur Fortführung von Handwerksbetrieben durch Witwen bzw. Lübecker Petitionen aus der Frühen Neuzeit. S. v. Heusinger weist auf die Möglichkeit mehrfacher Zunftzugehörigkeit hin und nuanciert sehr überzeugend die Vorstellung von einer Fortführung des väterlichen Gewerbes durch Söhne (da immerhin in ca. 30% der für Straßburg belegten Fälle der Sohn die Zunft wechselte). Töchter heirateten nur etwa in 44% einen Zunftgenossen ihres Vaters. Die Autorin unterstreicht die Bedeutung von Strategien zur Risikostreuung. K. Schulz gibt eindrucksvolle Beispiele für die Verbreitung, Monopolisierung und Bestrebungen zur Geheimhaltung von Spezialistenwissen und „Fachliteratur“ wie Büchsenmeisterbüchern und den sog. Feuerwerksbüchern des späten 14. und des 15. Jh.s bzw. für die Karrierechancen von „Experten“ für Feuerwaffen und

Artillerie. Nürnberger Handwerker waren in ganz Europa und sogar darüber hinaus im osmanischen Reich als Spezialisten gefragt.

Seit einiger Zeit lässt sich ein erheblicher Aufschwung von Forschungen zu Zünften, Handwerk und Arbeit beobachten, der bereits zu einer ganzen Reihe neuerer Monographien und Tagungsbände geführt hat. Insgesamt gesehen handelt es sich bei dem hier besprochenen Buch um einen sehr interessanten und aufschlussreichen Beitrag dazu. Alles in allem zeigt sich sehr deutlich, wie fruchtbringend die Verbindung von epochen- und länderübergreifenden Vergleichen sein kann. Vertiefenswert sind insbesondere die Aspekte von Export-/Importbeziehungen zwischen verschiedenen Regionen, des Transfers und der Weiterverbreitung von Fachwissen sowie der Abfassung früher Fachliteratur.

**Gisela Naegle** (Gießen / Paris)

**1867. Luxembourg – Ville ouverte, Musée Dräi Eechelen. 12.5.–31.12.2017**

1867. *Luxembourg – Ville ouverte* is a temporary exhibition, chronologically embedded in the permanent display of the Museum of the Fortress at Dräi Eechelen. The *Affaire du Luxembourg* jumps out at you in a corridor leading to the section about the modern nation-state. An immense screen dominates the entrance. Here, a remarkable film is shown, blurring the boundaries of past and presence: a fictional interview between a contemporary journalist and Prince Henry of Orange-Nassau, governor of the Grand-Duchy of Luxembourg from 1850 to 1879. The different versions of the Treaty of London as signed in 1867 by the representatives of the participating states are stored in a separate room. An impression of holiness and historical grandeur inevitably emanates from that room. Contrary to the preceding chambers of the permanent exhibition, which are focusing on the military history of the city of Luxembourg, this section brings home the notion that a time of eternal peace had finally arrived, as if the neutrality granted by the great powers was a divine gift that ensured the political sovereignty and, therefore, the survival of the Grand-Duchy. The dismantlement and subsequent reconstruction of the fortress as a space of public use, ensured by the state, round off the exhibition. The conclusion seems to be that the dismantlement required by the status of neutrality was, finally, the confirmation of Luxembourg's autonomy.

The permanent exhibition exalts the city of Luxembourg through the prism of the existence and development of its fortress, yet in the temporary exhibition, which may be viewed as its culminating point, the glorification of the city appears to be carried out through the *absence* of the fortress and the political consequences this absence had on the city and on the Grand-Duchy. It is seemingly only due to the dismantlement of the fortress, required by the newly-acquired status of neutrality, that the existence of Luxembourg as a nation was ensured. That is the ultimate message of the exhibition. Even though it reproduces a teleological linear historical understanding of Luxembourg,<sup>1</sup> it creates here a new historical narrative about Luxembourg's political sovereignty or, perhaps, it adds a new layer to the narrative necessary for the ongoing nation-building process. As we will see below with two history books about Luxembourg, 1867 has so far not at all been described as a date

<sup>1</sup> The permanent exhibition is divided into different historical periods, following a linear pattern and implicitly reproducing a narrative proposed by early Luxembourgish historiography, the so-called *foreign dominations*. See: PÉPORTÉ, Pit / KMEC, Sonja / MAJERUS, Benoît / MARGUE, Michel, *Inventing Luxembourg: Representations of the Past, Space and Language from the Nineteenth to the Twenty-First Century*, Boston: Brill, 2010, p. 32.

worthy of celebrations, but rather as one of the moments the Grand-Duchy was at its most powerless against the will of Europe's great powers.

The two history books are *Geschichte Luxemburgs* by Michel Pauly, and *Histoire du Luxembourg* by Jean-Marie Kreins. Although both texts declare the Treaty of London as a guarantee to the Grand-Duchy's autonomy, they don't assign any agency to Luxembourg's political decision makers (as opposed to the exhibition). Jean-Marie Kreins describes the result of the Treaty as follows: "[...] la forteresse fut démantelée, le pays démilitarisé et la garnison prussienne évacuée de la ville. Partageant en cela le destin de la Belgique, le Grand-Duché de Luxembourg devenait un Etat-tampon entre la France et la Prusse".<sup>2</sup> The granting of autonomy is acknowledged, but there is nothing glorifying about becoming a buffer-state. Equally critical is Michel Pauly's statement. After a short description of the events and the Treaty of London, Pauly drops the brick: "Einmal mehr entschieden ausländische Regierungen über das Schicksal des Großherzogtums. Das Land verdankte seine Selbstständigkeit der Rivalität der benachbarten Großmächte".<sup>3</sup>

Neither of these texts glorifies 1867. This is in total contrast to the exhibition. After briefly showing some documents of, on the one hand, partisans of the idea of annexing Luxembourg to Belgium and, on the other hand, of those who feared the worst in case of a dismantlement of the fortress, it focuses on the pro-independence discourse. It showcases, for example, letters from Prince Henry of Orange-Nassau addressed to the Luxembourgish government urging it to choose independence. The exhibition then proceeds to draw attention to the two Luxembourgish plenipotentiaries, i.e., the political figures who participated in the London Conference. The portraits of Emmanuel Servais and Victor de Tornaco are placed alongside each other, the former being described more positively than the latter, but both are portrayed as actors in the international political setting of the great powers. This may be viewed as a strategy of legitimization through historical agency, embodied not only by Servais and de Tornaco, but also by the general public represented by letters and newspaper articles.

Another strategy of legitimization is represented by an allegorical painting from Charles Arendt (1825-1910), where "Luxembourgish autonomy" is under the Scepter of House Orange-Nassau. The painting represents Luxembourgish autonomy as a stone held by a classical allegorical female figure. The stone reads: *Traité de Londres 1867. Autonomie Luxembourgeoise*. However, the ultimate legitimization is embodied by the fictional interview conducted with Prince Henry of Orange-Nassau. The legitimating act is accomplished by the theatrical performance of the character when asked about his perspective on the "Luxembourg crisis". He responds: "Die Luxemburgkrise kann als ein Glücksfall betrachtet werden, denn die internationale Stabilisierung Luxemburgs als eigenständiger Staat ist gelungen."

Alongside denationalization, there is a current trend of renationalization. Can *1867. Luxembourg – Ville ouverte* be seen as an example of renationalization? In Luxembourg's case, it could be argued that there is an ongoing nation-building process

<sup>2</sup> KREINS, Jean-Marie, *Histoire du Luxembourg: des origines à nos jours*, Paris: Presses Universitaires de France, 2015 [1st ed. 1996], p. 80.

<sup>3</sup> PAULY, Michel, *Geschichte Luxemburgs*, München: Verlag C.H. Beck, 2013 [1st ed. 2011], p. 75.



and, as a result of late capitalism, simultaneously a nation-branding process. This nation-branding process may also contribute to the displacement of earlier historical narratives. However, in the case of this particular exhibition, the traditional historical narrative embodied by the concept of foreign dominations is implicitly reproduced; merely the date of national rebirth is recalibrated. 1867 may, therefore, just be adding a layer to the traditional narrative rather than calling it into question. The exhibition's glorification of Luxembourg City is a strategic legitimization of Luxembourg as a nation through the concept of neutrality. The complex nation-building narrative remains essentially untouched.

**Gabriel Rivera Cosme**

### **Portugal – Drawing the World, Musée national d'histoire et d'art, 28.4–15.10.2017**

Die Sonderausstellung *Portugal – Drawing the World* umfasst über 100 historische Exponate, darunter kostbare Wandteppiche, Gemälde, Schmuck und religiöse Objekte, welche die koloniale Vergangenheit Portugals in Erinnerung rufen sollen. Auffällig ist, dass alle Texte im Ausstellungsraum auf Englisch sind. Die Wahl der Sprache, Portugal als das Thema der Ausstellung und die Zusammenarbeit der verschiedenen Institutionen aus zwei Ländern unterstützt Bennetts Überlegung, dass „museums now seem self-evidently to be parts of more globalized flows of information, people, and ideas. They reach out not only beyond their own walls but also beyond national boundaries.“<sup>4</sup>

Eine der wichtigsten Funktionen bzw. Intentionen der Ausstellung ist offensichtlich die Vermittlung der Ästhetik, die beim Betrachter Bewunderung auslöst für den kulturellen Reichtum Portugals als Resultat seiner kolonialen Vergangenheit. Durch die dezente Beleuchtung wirken die Räume schummrig und die beleuchteten Artefakte kommen gut zur Geltung. Die Exponate sind sehr wertvolle, kunstvoll gefertigte Unikate. Die aus edelsten Materialien detailliert ausgearbeiteten Einzelstücke sind gekonnt in Szene gesetzt. In der Mitte des Raumes, der den Titel ‚Indien und Ceylon‘ trägt, sind zum Beispiel beeindruckend filigran gefertigte Schmuckstücke aus Gold – zarte Blumenmuster oder Tierabbildungen – ausgestellt. Eine Art Tröte aus Elfenbein, in die feine Muster und ein Drachenkopf geschnitzt wurden, ist zentral in der Mitte des ‚Afrika‘-Raumes platziert. Die ästhetische Gestaltung zeugt von hoher Handwerkskunst, und jedem einzelnen Ausstellungsstück wird genug Platz eingeräumt, damit es seine Wirkungskraft entfalten kann.

Darüber hinaus hat die Ausstellung die Funktion der Wissensvermittlung. Die historische Entwicklung des portugiesischen Weltreichs wird durch Texte, Zeitleisten und Karten an den Wänden erzählt. Es ist jedoch auffallend, dass diesen Informationen nur sehr wenig Raum zugestanden wird. Jahreszahlen werden nur spärlich genannt, und auch die geopolitische Kontextualisierung bleibt vage oder wird ausgeblendet. Wichtiger scheint eine positive Darstellung Portugals in der

<sup>4</sup> BENNETT, Tony, Exhibition, Difference and the Logic of Culture, in: KARP, Ivan u. a. (Hg.), *Museum Frictions. Public Cultures/ Global Transformations*, Durham / London 2006, S. 46-69, bes. S. 47.

Welt, die mit der Ideologie des Lusotropikalismus verknüpft werden kann. Diese propagiert „the ‘idea’ that Portuguese people have a special vocation for getting along and mingling with other people“,<sup>5</sup> was zu folgender Wahrnehmung führt: „Portuguese expansion is of humanistic, hybrid, non-racist kind“.<sup>6</sup> Der Fokus der Erzählung liegt auf der Seefahrermacht Portugal, die die ersten Entdecker, Händler und Missionare hervorbrachte, die aus einer historischen und moralischen Berufung heraus handelten. So wird die portugiesische Kolonialisierung als abenteuerliche Entdeckerreise romantisiert. Dieser Eindruck wird auch durch das Ausstellen überlebensgroßer Porträts der Entdecker unterstützt. Außerdem wird unterstrichen, dass Portugal weniger als Kolonialmacht, denn als Handelsmacht agierte, die die Erforschung der fremden Welt als Auftrag verstand und Europa mit dem Rest der Welt verband. Die Idee eines sanften Kolonialismus mit höherer Berufung wird von Beginn an dem portugiesischen Imperium zugeschrieben, und sie klingt auch in der Wortwahl folgender Beschreibung der Ausstellung nach:

*Ihr Bemühen, den christlichen Glauben in fremden Ländern zu verbreiten, ging einher mit dem Studium fremder Kulturen und deren wissenschaftlichen Erforschung. In Brasilien spielten sie später zudem eine bedeutende Rolle bei der Verteidigung indigener Völker.<sup>7</sup>*

Es wird ein Bild gezeichnet von feingeistigen Entdeckern und Missionaren, die aufrichtiges Interesse an den fremden Kulturen hatten, die sie kolonialisierten. Die grausame Seite, wie Sklaverei, Sklavenhandel, Unterdrückung, Ausbeutung und koloniale Kriege, die mit Kolonialisierung einhergeht, wird nur indirekt, z. B. durch die Zurschaustellung von im Stil der kolonialisierten Kulturen kunstvoll gefertigten Waffen impliziert. Die vom Lusotropikalismus vermittelte freundschaftliche Nähe zwischen portugiesischem Imperium und seinen (ehemaligen) Kolonien sowie die Fähigkeit, miteinander auszukommen und sich zu vermischen, ist Peralta zufolge wahrscheinlich weniger einer friedliebenden Charaktereigenschaft der Portugiesen geschuldet, sondern eher der strukturellen Schwäche der damaligen Kolonialmacht. Denn, wie Peralta betont, „[t]here was no such thing as a tolerant or innocent colonialism.“<sup>8</sup>

Das Bild vom „non-racist colonialism that encourages miscegenation“<sup>9</sup> wird in der Ausstellung perpetuiert. Ein Bild in der Ausstellung zeigt Pater António Vieira. Es ist das einzige Exponat, das mit einem kleinen Text beschrieben wird, was seine Wichtigkeit in der Ausstellung sichtbar macht. Er wird unter anderem als „erbitterter Verteidiger und Beschützer der Indianer und Sklaven“ beschrieben.<sup>10</sup> Peralta zeigt jedoch auf, dass Brasilien zu der Zeit Hauptabnehmer des Sklavenhandels aus Afrika war. Außerdem differenziert sie Vieiras Kampf gegen Sklaverei wie folgt: „[I]f Vieira was uncompromising in his fight against Indian slavery in Brazil, the

<sup>5</sup> PERALTA, Elsa, Fictions of a Creole Nation. (Re)Presenting Portugal’s Imperial Past, in: BONAVIDA, Helen Vella (Hg.), *Negotiating Identities. Constructed Selves and Others*, Amsterdam/New York 2011, S. 193-217, bes. S. 197.

<sup>6</sup> PERALTA, Fictions (Anm. 5), S. 197.

<sup>7</sup> Infobroschüre. *Ausstellung Portugal – Drawing the World im Musée national d’histoire et d’art*, 2017.

<sup>8</sup> Peralta, Fictions (Anm. 5), S. 207.

<sup>9</sup> Peralta, Fictions (Anm. 5), S. 206.

<sup>10</sup> Infobroschüre (Anm. 7).

same was not true with regard to the enslavement of black Africans, to which he was very accommodating.“<sup>11</sup> Sie beschreibt die Beziehung zwischen Portugal und seinen Kolonien als „characterized by racial discrimination, slavery, asymmetry in power relations, and the very randomness of the circumstances – not by the benevolent ‚nature‘ of the Portuguese.“<sup>12</sup> Über diese Dimension schweigt sich die Ausstellung weitgehend aus, was auch dazu beiträgt, dass die Beschäftigung mit der kolonialen Vergangenheit vom Besucher als unkritisch wahrgenommen werden kann.

Der Begriff des Lusotropikalismus steht auch für Völkermischung, kulturenübergreifende Beziehungen und die Ablehnung von ethnischer Reinheit. Dies wird von der Ausstellung durch Exponate aufgegriffen, die unterschiedliche Stile und kulturelle oder regionale Eigenheiten in hybrider Form aufgreifen. Als Beispiel kann eine kleine Marienstatue dienen, die in Indien gefertigt wurde und indische Muster und Handwerkskunst mit christlicher Lehre kombiniert. Die Erklärung, dass (kulturelles) Mischen akzeptiert und gewollt war, scheint den portugiesischen Imperialismus positiv von anderen, gewalttätigeren europäischen Kolonialmächten abzusetzen.

Im Museumsshop kann man sich für 25 Euro den Katalog der Ausstellung kaufen, der jedes Ausstellungsstück detailliert beschreibt und weiterführende Informationen gibt. Die Entscheidung, dass diese Informationen dem Besucher der Ausstellung im Ausstellungsraum vorenthalten werden, könnte dadurch erklärt werden, dass der Museumsbesucher nicht durch zu viele Informationen von der Schönheit und Ästhetik der Exponate abgelenkt werden soll.

Die Ausstellung *Portugal – Drawing the World* vermittelt ein Bild von Portugal, welches das nationale Narrativ des Lusotropikalismus wiedergibt. Das geschieht durch die Wortwahl in den erklärenden Texten sowie durch die Auswahl und Positionierung der Exponate. Es wird vermittelt, dass der portugiesische Kolonialismus ein sanfter war, dessen Resultat die ausgestellten, ästhetisch ansprechenden, wertvollen Exponate sind. Eine kritische Bewertung des portugiesischen Imperiums findet nicht statt.

**Annemarie Menger**

<sup>11</sup> Peralta, *Fictions* (Anm. 5), S. 201.

<sup>12</sup> Peralta, *Fictions* (Anm. 5), S. 207.